

5. Maschine und Leib

5.1. Vorbemerkungen

Wer vom Krieg redet, kommt nicht umhin, auch über Maschinen zu sprechen. Dies gilt nicht erst für das 20. Jahrhundert, in dem Kriegsmaschinen, genauer gesagt Artefakte aus überwiegend industrieller Fertigung, in einem niemals zuvor gesehenen Ausmaß das Kriegsgeschehen veränderten.

Das Wort Maschine geht auf das lateinische *machina* zurück. Es bezeichnete in der Antike ebenso wie das klassische griechische Wort *mechane*, Rammen, Katapulte und andere Kriegsgeräte. So zählten auch Türme zu den Kriegsmaschinen, die an Befestigungsanlagen gerollt werden konnten und so den Angreifern die Überwindung der Mauern erleichterten. Den Kriegsmaschinen war gemeinsam, dass sie die Muskelkraft ihrer Bediener enorm verstärkten. Mit ihrer Hilfe konnten Tore aufgebrochen, Mauern überwunden oder zum Einsturz gebracht und Steine oder Pfeile über Distanzen geschleudert werden, die kein menschliches Individuum ohne diese Geräte überwinden konnte. Alle diese Leistungen wurden in der antiken Wahrnehmung als Kunstgriff aufgefasst, als ein künstlicher Effekt, der die Natur überlistete und die Betrachter in Erstaunen versetzte. Dies kommt auch darin zum Ausdruck, dass neben der allgemeineren Bedeutungen von Hilfsmittel, Werkzeug, bevorzugt gerade Vorrichtungen, die im Theater Götter erscheinen und verschwinden ließen, als *machina* bezeichnet wurden.

In Westeuropa gingen mit dem Untergang des Weströmischen Reichs die zur Herstellung von Kriegsmaschinen notwendigen Kenntnisse verloren. Nur im Byzantinischen Reich wurden diese Kenntnisse tradiert. Das Wort ›*machina*‹ verschwand zwar nicht aus dem Sprachschatz in Westeuropa, bezog sich aber auf stabile Balkenkonstruktionen, wie sie für Baugerüste und Zuschauertribünen verwendet wurden (Popplow 1996: 537).

Erst mit den Kreuzzügen wurden in Westeuropa die antiken Kriegsmaschinen durch den Kontakt und den Erfahrungsaustausch mit byzantinischen, norditalienischen und armenischen ›Kriegsingenieuren‹ wieder bekannt (Schmidtchen 1982: 93). Doch es wurden nicht nur die antiken Vorbilder kopiert, sondern auch neuartige Kriegsmaschinen entwickelt, um die ständig verbesserten Befestigungsanlagen zu zerstören (Schlunk/Giersch 2003: 104). Insbesondere die Blide, ein in der Antike noch unbekanntes Wurfgerät, wurde noch weit bis in das 15. Jahrhundert gegen Burgen und befestigte Orte eingesetzt. Doch bereits mit dem 14. Jahrhundert deutete sich an, dass auch ihre Tage gezählt waren, weil in den Quellen zunehmend Kanonen erwähnt werden, die vor allem bei Belagerungen eingesetzt wurden.¹

In der deutschen Sprache taucht das Wort Maschine erstmals im 17. Jahrhundert auf. Es war als Fremdwort aus dem Französischen entlehnt worden und war ausdrücklich auf seinem militärischen Bedeutungshorizont beschränkt, weil es sich um einen Fachausdruck für Werkzeuge der Belagerungskunst und des Festungsbaus handelte. Der Begriff der Maschine verdrängte damit Begriffe wie Antwerk² und Rüstzeug. Dies geschah unter dem Eindruck neuartiger Befestigungsanlagen und Techniken zur Belagerung, die bis heute mit dem Namen des französischen Befestigungsingenieurs Vauban (1633-1707) verbunden werden. Bei diesen Maschinen handelte es sich um Kanonen, die in Stellung gebracht wurden, um eine Befestigung zu bombardieren bzw. um Kanonen, die in der Befestigung selber untergebracht waren, um diese zu verteidigen. Für die Zeitgenossen wurden diese Kanonen zu Maschinen, weil der Festlegung ihres Einsatzstandortes mathematische Berechnungen vorausgingen, die versuchten, geometrische Prinzipien auszunutzen. Aus den konkurrierenden Überlegungen, wie ein Ort am besten zu befestigen und wie er zu attackieren sei, entwickelte sich ein Wettlauf, der im 17. Jahrhundert in beeindruckenden, weil äußerst komplexen und raumgreifenden Strukturen gipfelte, deren Verständnis naturwissenschaftliche Kenntnisse und ein umfangreiches Fachwissen, das des Fortifikationswesens, verlangte.³

1 Diese Kanonen wurden wohl bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts weniger aufgrund ihrer Zerstörungskraft geschätzt als vielmehr für ihre demoralisierende Wirkung des Geschützlärms, des Mündungsfeuer und des Pulverdampfs auf die Belagerten. Erst im weiteren Verlauf dieses Jahrhunderts wurden die Kanonen zu so ernsthaften Bedrohungen von Befestigungen, dass die Bliden verschwanden (Parker 1990: 27; Eichberg 1989: 421).

2 Einen Fachbegriff der »für technisches Kriegsgerät [stand], das zur Überwindung von Befestigungsanlagen gebraucht wurde« (Schlunk/Giersch 2004: 104).

3 Zur Etymologie des Wortes Maschine siehe Grimmsche Wörterbuch (1960) sowie Schulz/Basler (1942, Bd. 2). Eine Beleg für den oben geschilderten Gebrauch des Begriffs Maschine im 17. Jahrhundert ist Grimmelshausen Simplicius Simplicissimus: »[...] dieser diskurrierte mehrenteils mit mir von allerhand mechanischen Künsten, item von Kriegs- und anderen Maschinen, vom Fortifikationswesen und der Artollerei [...]« (1669: 468)

Insbesondere im 18. Jahrhundert wurde die Verwendung des Begriffs auf eine Vielzahl Werkzeuge und Geräte ausgedehnt. Dies geschah vor allem dann, wenn sie eine bewegliche innere Struktur aufwiesen, eine Mechanik, die einmal angestoßen, zuvor festgelegte Bewegungen ausführte. In dieser Beziehung unterschieden sich die Maschinen des 18. Jahrhunderts kategorial von denen der Antike, denn die Maschine war zwar stets ein komplexes Artefakt gewesen, doch konnte sie bis dahin auch einen statischen Charakter haben. Das selbstständige Funktionieren unter Energiezufuhr gehörte nicht zum Bedeutungsgehalt des antiken wie des mittelalterlichen Maschinenbegriffs. Die Vorstellung einer statischen, einer starren Konstruktion passte nicht mehr zum neuen Bedeutungsgehalt. Nun wurde die Bewegung, die zuvor festgelegte Abfolge von ineinandergreifenden komplexen Bewegungsabläufen, ihre Berechenbarkeit, zum entscheidenden Merkmal der Maschine. Bereits im 17. Jahrhundert waren die mechanistischen Philosophien auch deshalb von den Uhren und anderen mechanischen Apparaturen fasziniert, weil sie versprachen, »ein brauchbares metaphorische Hilfsmittel zum Verständnis der Natur« (Shapin 1998: 46) zu sein. Die Maschinenmetapher bot sich insbesondere überall dort an, wo man glaubte, geordnete Bewegungsmuster in der Natur zu erkennen. Da den Maschinen nichts »Geheimnisvolles oder Magisches, nichts Unvorhersagbares oder kausal Kapriziöses anhaftete« (ebd.: 48), eignete sich die Maschinenmetapher »als Vehikel für die ›Entzauberung der Welt‹«, von der Weber sprach, »weil sie dem Wunder und dem Wunderbaren jeden Raum entzog. Die Maschinen boten ein Modell für die angemessene Form und Reichweite menschlicher Naturerkenntnis und eine sinnvolle Erklärung der Natur.« (Ebd.) Mehr noch: die Metapher bot sich auch zum besseren Verständnis der vorgefundenen sozialen Verhältnisse an und sollte dazu dienen, die Vorstellung, wie organisatorische, wie bürokratische Prozesse zu optimieren seien, zu prägen.

Im Folgenden soll die folgenreiche Anwendung der Metapher Maschine für das Militär im 18. Jahrhundert herausgearbeitet werden. Es soll zum einen gezeigt werden, welche Voraussetzungen erfüllt sein mussten, damit das Heer überhaupt zur sprichwörtlichen Maschine werden konnte. Dazu wird auf die Betrachtung des Heeres von Machiavelli und Hobbes zur Maschine sowie auf die zahlreichen organisatorischen Veränderungen, die das Kriegswesen vom 16. bis hin zum 18. Jahrhundert erfuhr, eingegangen. Weiter soll näher betrachtet werden, was es für die Subjektivität der Soldaten bedeutete, Teil einer Kriegsmaschine zu sein. Um die Spezifität herauszuarbeiten, wird in diesem Zusammenhang vor allem auf die Überlegungen zur Leibgebundenheit von Subjektivität einzugehen sein.

5.2. Die Staatsmaschine

Den Einsatz von Soldaten unter funktionalen Gesichtspunkten zu betrachten, ist kein Gedankengang, der dem Militär völlig fremd ist. Wer aufgrund seiner Stellung in der Befehlskette andere Soldaten kommandiert, den Einsatz von Gewalt plant und anordnet, der neigt unwillkürlich dazu, seine Untergebenen als Mittel zum Zweck zu erachten, die er einsetzt, um die angestrebten Ziele zu erreichen. Diese Neigung ist umso stärker, je mehr es dem Kommandeur gelingt, sich vom Kriegsgeschehen selber zu distanzieren, was unter anderem bedeutete, am Leiden der Untergebenen keinen Anteil nehmen zu müssen. Den meisten Truppenoffizieren blieb bis in das 20. Jahrhundert eine solche umfassende Distanzierung weitgehend verwehrt, weil sie ihre Untergebenen persönlich auf das Schlachtfeld begleiteten und in das Gefecht führen mussten. Anders gestaltete sich die Situation für die Heerführer.

Für die feudalen Ritterheere galt in aller Regel, dass sich selbst ein Oberbefehlshaber gezwungen sah, mit seiner Leibgarde, die ihn umgab, in das Kampfgeschehen einzugreifen. Zugleich war zu dieser Zeit das Schlachtfeld aufgrund der relativ geringen Anzahl von Kämpfenden überschaubar genug, so dass er sich in das Geschehen selber einbringen konnte, ohne das er unbedingt deshalb gleichzeitig Gefahr lief, die Übersicht zu verlieren (Verbruggen 1998: 217f.). Mit der zunehmenden Größe der zu befehlenden Streitkräfte wurde es jedoch für die obersten Truppenführer immer sinnvoller, eine gewisse Distanz zum Geschehen zu halten. Von hier aus ließ sich besser das Schlachtfeld überblicken, und Nachrichten vom Fortgang des Geschehens, die nicht visuell erfassbar waren, erreichten sie eher. Am besten geeignet war dazu ein Ort, der zugleich auch gegenüber dem Terrain auf dem gekämpft werden sollte, leicht erhöht war: der sprichwörtlich gewordene Feldherrenhügel. Von ihm aus konnte ein Oberbefehlshaber am besten den Überblick erhalten und Befehle erteilen, die den Verlauf der Schlacht beeinflussen konnten, nachdem die Kampfhandlungen begonnen hatten. Ab wann die Oberbefehlshaber das Geschehen bevorzugt aus der Distanz verfolgten, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Im 17. Jahrhundert galt jedoch das körperliche Engagement eines Oberbefehlshaber auf dem Schlachtfeld bereits als ungewöhnlich und eher als Ausdruck seines persönlichen Führungsstils, quasi als eine Marotte, denn Ausdruck seiner Funktion. Diese Charakterisierung bedeutet nicht, dass das persönliche Engagement des Feldherrn für den Verlauf einer Schlacht bedeutungslos bleiben musste. So griff im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) der schwedische König Gustav Adolf wiederholt sehr wirkungsvoll persönlich in das Kampfgeschehen ein.⁴ Nichtsdestotrotz wurde

4 In der Schlacht von Lützen (1632) sollte ihn ein solcher Einsatz das Leben kosten.

die aktive Beteiligung eines Oberbefehlshaber an den Kämpfen allmählich zu einem Anzeichen für seine Verzweiflung über den Verlauf der Kämpfe, zu einem Zeichen für den Verlust seiner Führungsfähigkeit oder, wie dies der Militärhistoriker van Creveld zu Ney's (1769-1815) Engagement in der Schlacht von Waterloo (1815) ausdrückte, zum »clear sign of mental derangement« (1985: 53). Gleichwohl zeigten sich bis in das 20. Jahrhundert Oberbefehlshaber persönlich auf dem Schlachtfeld – zumeist um die Soldaten anzuspornen. Ihr Erscheinen auf dem Schlachtfeld nahm den Charakter von Stippvisiten an, die von ihren Untergebenen honoriert wurden, gerade weil die Oberbefehlshaber freiwillig die Gefahren mit ihnen teilten. Und gefahrvoll blieben solche Frontbesuche, weil die Tötung des gegnerischen Oberbefehlshabers bzw. die Ausschaltung der Kommandozentrale bis heute als ein taktisch bedeutendes Kriegsziel gilt.

Noch eindeutiger als für die militärischen Oberbefehlshaber tat sich ihren (zivilen) Auftraggebern eine Kluft zwischen der Planung eines Krieges und seiner Durchführung auf. Sie standen in aller Regel nicht auf dem Schlachtfeld und mussten deshalb die Kämpfe höchstens mittelbar erleben. Für sie konnte ein Krieg ein gewinnbringendes Unternehmen oder Abenteuer sein, er konnte ihre Herrschaft sichern oder erweitern, allerdings konnte eine Niederlage auch ihren Tod herbeiführen. Trotzdem mussten sie nicht ihre gesamte Existenz auf die Austragung gewaltsamer Zusammenstöße ausrichten. Für sie gilt nicht, was Elias für den Krieger betont:

»Der Krieger des Mittelalters liebte den Kampf nicht nur, er lebte darin. Er verbrachte seine Jugend damit, sich auf den Kampf vorzubereiten. Wenn er mündig war, schlug man ihn zum Ritter, und er führte so lange Krieg, als es seine Kräfte nur irgend erlaubten, bis ins Greisenalter hinein. Sein Leben hatte keine andere Funktion.« (Elias Bd. 1, 1981: 269f.)

Die Oberbefehlshaber unterhielten also nicht wie die Krieger der Feudalheere eine existenzielle Beziehung zum Kampf.

Die Möglichkeit, Distanz zum Kriegsgeschehen zu halten, sich nicht auf ein emotional ergreifendes Geschehen, wie den Kampf auf Leben und Tod einstellen zu müssen, kann als wichtige Voraussetzung für eine sachlich abwägende Haltung gegenüber dem Krieg bezeichnet werden. Wem es gelingt, eine solche Haltung einzunehmen, der kann zum Krieg auch eine instrumentelle Beziehung einnehmen, ihn als ein Mittel sehen, um Ziele zu verfolgen, die jenseits der Schlachtfelder liegen. Im vollen Umfang konnte allerdings von einer instrumentellen Beziehung eines Subjekts zum Krieg erst gesprochen werden, als der Krieg zu einer Ressource der (staatlichen) Politik geworden war, sich also politische Macht und militärische Macht von einander unterscheiden lassen. In feudalen Gesellschaften fällt diese Unterscheidbarkeit schwer, weil die politische Macht der Feudalherren

kaum von ihrer Fähigkeit zu trennen ist, organisierte Gewalt auszuüben.⁵ Die Unterscheidbarkeit ist erst mit der Ausdifferenzierung des Militärs als eigenständige Institution organisierter Gewaltausübung eines Staates, der auch über eigenständige Organisationsressourcen verfügt, hier sind vor allem Legitimität und Finanzmittel zu nennen, gegeben. Die politischen Eliten müssen dann auch nicht unbedingt dem Militär angehören. Zum Instrument der Politik werden das Militär und die Kriegführung erst dann, wenn die Soldaten die Machtkompetenz ihrer politischen Auftraggeber akzeptiert haben und sie als »Offizier« sehen.⁶ Nach dem Untergang des Römischen Reiches waren diese Bedingungen in Westeuropa in vollem Umfang erst mit der Herausbildung der Territorialstaaten und mit dem Unterhalt stehender Heere seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gegeben. Mit der Differenzierung zwischen politischen und militärischen Machtträgern konnte der Krieg als Mittel der Politik betrachtet werden und der Maschinenbegriff bezeichnete nun mehr als konkrete einzelne Geräte. Er konnte zur Metapher für das aus Soldaten bestehende Ganze des Heeres werden.

Es ist sicher kein Zufall, dass die erste als modern geltende politische Betrachtungsweise des Krieges nicht aus der Feder eines »Kriegsmannes« stammt. Machiavelli, der in seiner Schrift »Der Fürst« darlegte, wie ein Herrscher Gewalt ausüben sollte, um seine Macht zu erhalten und auszubauen, sah die Schlachtfelder seiner Zeit nicht als Soldat, sondern als politischer Beamter, der u.a. als Sekretär für Militärfragen des Florentiner Stadtrates der Zehn mit organisatorischen Problemen der Truppe vertraut war.

Neben seiner pessimistischen Anthropologie sieht Münkler das grundsätzlich Neue an Machiavellis politischer Theorie in seiner »prinzipielle[n] Rechtfertigung einer technizistischen Politikbetrachtung [...], die bei ihm erstmals zu einer diesseitigen begründeten Legitimation des Staates avancierte.« (Münkler 1990: 37) Heer und Krieg waren für Machiavelli unmittelbar mit dem Staat verbundene Techniken der Gewaltausübung. Er erachtete es als die Aufgabe der Führer eines Staates, den bestmöglichen Gebrauch von diesen Techniken zu machen. Ethische Maßstäbe spielen bei seiner Beurteilung des Einsatzes von Gewalt keine Rolle. An ihre Stelle trat der »Imperativ staatlicher Selbstbehauptung« (ebd.). Stabilität, Sicherheit und Ordnung sind deshalb die Kategorien, die seinem Blick auf Herrschaft zugrunde lagen. Machiavelli vermeidet es, pauschal zu definieren, wann, wie und in welchem Ausmaß Gewalt zum Erhalt bzw. zur Erweiterung von Herrschaft einzusetzen ist. Ihren Einsatz macht Machia-

5 Motive, wie die Aussicht sich durch einen Krieg Land anzueignen, Reichtum und Ansehen zu erwerben, reichen also kaum aus, um von einer instrumentellen Beziehung sprechen zu können. Für die Ritter war der Kampf weder Selbstzweck noch bloßes Mittel, um sich Land anzueignen.

6 Das Wort Offizier leitet sich vom lateinischen *officiarius* ab, das ist jemand, dem ein Amt verliehen wurde oder der einen Dienst ausübt.

velli abhängig von den jeweiligen konkreten Bedingungen, die eine bestimmte Situation prägen und die darüber entscheiden, ob eine bestimmte Technik zum Erfolg oder Misserfolg führt. In heutiger Terminologie gesprochen: Zweckmäßigkeit ist das Kriterium, das über die Art und Weise der Anwendung von Gewalt entscheiden soll. Wie aber lässt sich Zweckmäßigkeit, das instrumentelle Verhältnis zur Gewalt, bestimmen? Da Machiavellis Entscheidungsträger über keinen institutionellen Apparat verfügen, der qua Prozess eine rationale Entscheidungsfindung erarbeiten kann, blieb die Instrumentalität von den individuellen Fähigkeiten und Dispositionen der Herrschenden abhängig – ihrer *virtù*. Aber auch die Tugend, die als Instanz dem Subjekt helfen soll, seine Leidenschaften zu zügeln und so zu umsichtigen Entscheidungen befähigt, bewegt sich im Spannungsfeld zwischen *fortuna* und *necessità*. Sie stellt allein den Erfolg des Handelnden nicht sicher. Machiavelli, der sich selber als jemanden sah, dem es »durch die Tücke der Zeiten und des Schicksals nicht selber« gegönnt war, »das Gute« anzuwenden (Machiavelli 1513/19: 215), sah im Studium der Geschichte eine gewisse Chance für den »tugendhaften Mann« (ebd.), Einsichten zu gewinnen, die ihn befähigen, sich sicherer innerhalb dieses kontingenten Spannungsfelds zu bewegen. Machiavellis Schriften sind deshalb angefüllt mit Beispielen, die dokumentierten, welch fatale Folgen falsch angewendete Gewalt auf die Herrschaft früherer Epochen hatte.

Vorbild für Machiavellis technizistische Politikbetrachtung war die Medizin und nicht die Mechanik. Hier sieht Stollberg-Rilinger eine große Differenz zwischen Machiavelli und Hobbes. Machiavellis Lehre der Staatskunst formuliere »Handlungsregeln, keine Herstellungsregeln.« (Stollberg-Rilinger 1986: 47) Anders dagegen Hobbes, dessen Metapher Staatsmaschine direkt auf die mechanische Philosophie zurückgriff. Die mechanische Philosophie basierte auf der Idee, dass für die Natur die gleichen Prinzipien gelten, wie sie sich beim Bau und der Wirkungsweise einer Maschine als richtig erwiesen hatten. In Anschluss an Descartes, der den menschlichen Körper mit einer Maschine verglichen hatte, die zwar unvergleichlich besser konstruiert sei als jede Maschine, die der Mensch erbauen könne, stellte Hobbes in seiner Einleitung zum *Leviathan* fest, dass Menschen auch künstliche Tiere herstellen könnten. Leben sei nur eine Bewegung der Glieder, und er fragte rhetorisch:

»Warum sollten wir dann nicht sagen alle *Automaten* (Maschinen, die sich selber durch Federn und Räder bewegen, wie eine Uhr) hätten ein künstliches Leben? Denn was ist das *Herz*, wenn nicht eine *Feder*, was sind die *Nerven*, wenn nicht viele *Stränge*, und was die *Gelenke*, wenn nicht viele *Räder*, die den ganzen

Körper so in Bewegung halten, wie es vom Künstler beabsichtigt wurde?« (1651: 5)⁷

Um die Herstellung eines Automaten in Menschengestalt ging es Hobbes freilich nicht. Er bereitet mit dieser Analogie den Lesenden auf seine nächste Überlegung vor: Auf die Feststellung, dass der Mensch in Gestalt des Staates bereits einen künstlichen Menschen konstruiert habe. Postulierte Descartes, dass der Mensch niemals eine künstliche Maschine herstellen könne, die über eine Seele und Verstand verfügt, sah dies Hobbes für den Leviathan bereits als gegeben an. »Die Souveränität stellt darin eine künstliche *Seele* dar, die dem ganzen Körper Leben und Bewegung gibt, die *Beamten* und anderen *Bediensteten* der Jurisdiktion und Exekutive, künstliche *Gelenke*, *Belohnung* und *Strafe*, die mit dem Sitz der Souveränität verknüpft sind und durch die jedes Gelenk und Glied zur Verrichtung seine Dienstes veranlasst wird, sind die *Nerven*, die in dem natürlichen Körper die gleichen Aufgabe erfüllen.« (Ebd.: 5) Die Annahme, dass der Leviathan mit einer Seele ausgestattet sei, stellte einen erheblichen Bruch mit der Philosophie Descartes' dar, der die Seele, wie die Fähigkeit, sich verständlich zu machen dem menschlichen Individuum vorbehalten hatte. Hobbes erhebt seinen Leviathan in den Rang eines Gottes, wenn auch eines sterblichen, dessen Verkörperung der Souverän ist. Der Souverän wird in dieser Beschreibung zum großen Bewegter, dessen Entscheidungen sich alle Untertanen der großen Maschine zu fügen haben.⁸ Ihre Freiheit »ist daher auf die Dinge beschränkt, die der Souverän bei der Regelung ihrer Handlungen freigestellt hat« (1651: 165). Die Maschinenmetaphorik Hobbes weist damit einen ambivalenten Gehalt auf. Zum einen verlieh ihr die Feststellung, dass sowohl der Werkstoff wie der Konstrukteur des Leviathan der Mensch sei (ebd.: 5), einen ausgesprochen aufklärerischen Gehalt. Staat und Sozialität, Hobbes trennt nicht eindeutig zwischen beiden, waren ein Werk, das zwar nicht unbedingt gegen die Existenz Gottes sprach, aber eines, das eindeutig in der gestalterischen Verantwortung der Menschen lag. Gleichzeitig formulierte er aber einen rigiden Entwurf der Herrschaft von Menschen über Menschen. Frieden und damit Wohlstand,

7 Diese Formulierung ist, wie Fohler feststellt »noch ganz arglos« (2003: 189). Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts sollte sie für viele Rezipienten eine Zumutung werden. »Die immer weiter perfektionierten Apparate, die die Welt bis zum Bersten anzufüllen begannen, ließen statt der anfänglichen Begeisterung offensichtlich immer mehr das Bedürfnis aufkommen, Abläufe im menschlichen Organismus vom Funktionieren der Apparate abzugrenzen.« (Ebd.)

8 Am Rande sei hier vermerkt, dass Hobbes auf diese Weise die bis dahin vorherrschende metaphorische Bezeichnung des Staates als großen Menschen mit der vom Staat als künstlicher Maschine verband, womit die von ihm zur Anwendung gebrachte Maschinenmetapher an der Suggestionskraft der alten Metaphorik partizipierte (siehe Stollberg-Rilinger 1986: 49f. und Bredekamp 2003: 56f.).

sei nur gegen die Natur des Menschen durchzusetzen. Die Leidenschaften, die leiblichen Affekte der Menschen werden zu Störfaktoren einer rationalen Ordnung erklärt. Zwar überließen die Untertanen ihre Rechte, die ihnen im Naturzustand zustünden dem Staat auch aus Einsicht, damit dieser es »nach seinem Gutdünken zum Schutz aller« anwende (ebd.: 237). Doch nach Überlassung des Rechts, »jeden zu unterwerfen, zu verletzen oder zu töten« (ebd.), müsse dies gegen jeden widerspenstigen Untertan angewendet werden können, um die Furcht der Untertanen und damit die Herrschaft des Souveräns zu sichern. Die Herrschaft des Leviathans bleibt an die Fähigkeit des Staates gebunden, Eintracht unter den Untertanen durchzusetzen und so Aufruhr und Bürgerkrieg zu verhindern. Versage in dieser Beziehung der Souverän, so ist die Überlassung der Gewalt an den Staat zwar hinfällig (ebd.: 171), doch hieran kann aus Hobbes Perspektive niemand ein Interesse haben, da der Preis im Rückfall in den Krieg aller gegen alle bestünde, also im Absinken der Ordnung in Chaos und Wahnsinn.

Bezogen auf den Kriegsdienst führt Hobbes aus, dass von Frauen aufgrund ihrer »natürlichen Ängstlichkeit [...] diese gefährliche Pflichterfüllung nicht erwartet werden kann« (ebd.: 169) und ebenso wenig von Männern mit »weibischem Mut«. Wenn der Staat aber alle Waffenträger benötige oder sie sich anwerben ließen, entfalle diese Rücksichtnahme, da der Erhalt des Staates Vorrang vor jeder individuellen Leidenschaft habe.⁹ »Wer sich [...] als Soldat einschreiben lässt oder Handgeld nimmt« (ebd.), verliert bei Hobbes das Recht, sich auf seine Furchtsamkeit zu berufen. Er hat in die Schlacht zu ziehen, seinen Vorgesetzten zu gehorchen und darf keinesfalls desertieren. Was ein Individuum allerdings dazu motivieren könnte, eine solche Verpflichtung einzugehen, – verstößt es doch gegen das von ihm postulierte Primat der Selbsterhaltung und des Lustgewinns für das Handeln des Individuums – klärt Hobbes nicht auf.¹⁰

Wollte Hobbes mit der Maschinenmetapher die rationale Konstruktion des Staates als Zwangsordnung des Friedens betonen, und ging es ihm »nicht um dessen konkrete Ausgestaltung, nicht um ›Herrschaftstechnologie‹« (Stollberg-Rilinger 1986: 99), so sah dies im Rahmen der deutschen kameralistischen Staatslehre ganz anders aus. Für sie ist allein »der Fürst der Hersteller, sind die Untertanen das Material. Ihr Optimismus des Ma-

9 Hobbes sieht Frauen in gleichen Umfang ihren Leidenschaften ausgeliefert wie Kinder, und konstatiert, dass sie beide deshalb »grundsätzlich auf äußere Hilfe angewiesen sind« (1651: 45). Rationalität und damit die Basis für die Inanspruchnahme von (Menschen-)Rechten kennt bei Hobbes somit nur ein Geschlecht: das männliche.

10 Wenn, wie Kleemeier feststellt, im Hobbesschen Denkhorizont die Existenz von Soldaten nicht erklärt werden kann (2002: 316; 204f.), dann bleibe nur der Verdacht, dass die Individuen aufgrund irrationaler Motive eine solche Verpflichtung eingehen. Der Staat mache sich folglich die Irrationalität einiger Individuen zunutze, um Rationalität für alle durchzusetzen.

chenkönnens und der Erkenntnisgewissheit, der theoretischen und praktischen Herstellbarkeit, bezieht sich nicht mehr auf den Staat als *societas civilis*, sondern vor allem auf den Staat im konkreten Sinne der fürstlichen Herrschaftsorganisation.« (ebd.: 99f.) Im deutschsprachigen Raum wurde die Maschinenmetapher zuerst von Samuel von Pufendorf (1632-1694) aufgegriffen. Sie wurde zur Zielvorstellung staatlichen Handelns, das, vom Herrschaftswillen des absoluten Souveräns gänzlich durchdrungen, den gesamten gesellschaftlichen Verkehr ordnen, disziplinieren und zur weiteren Machtentfaltung des Staates nutzbar machen sollte. Hobbes staatsphilosophischen Entwurf übernahmen dabei die einzelnen Rezipienten in unterschiedlichem Ausmaß. Seiner säkularen Begründung für die Herrschaft des absoluten Herrschers vermochten sie meist nicht zu folgen. Da Hobbes die Maschinenmetapher als ein heuristisches Modell verwendete, um ein teleologisch offenes Feld zu schaffen, das *tabula rasa* machte mit traditionellen Erklärungen von Herrschaft, in das er seinen Entwurf setzen konnte, ergab sich für ihn keine Notwendigkeit, auf die Mathematik und andere naturwissenschaftliche Methoden zu rekurrieren. Bei den deutschen Rezipienten dagegen, gab die Mechanik kaum mehr als nur eine sinnfällige Metapher ab. Geometrik, Mathematik und Mechanik sollten ihnen dazu dienen, Herrschaftspraxis zu gestalten. In diesem Zusammenhang ist aber noch ein weiterer deutlicher Unterschied zur angelsächsischen Theorietradition zu betonen, der durch die Rezeption Montesquieus repräsentiert wird. In der angelsächsischen Tradition ist der Regent Teil der Staatsmaschine. In der Kameralistik stand der Regent dagegen stets außerhalb ihres Mechanismus. Seine Macht wird nicht durch ein Konzept der Gewaltteilung begrenzt, sondern stets soll seine eigene Einsicht dafür sorgen, dass er nicht willkürlich, das heißt unsachlich in die Maschine eingreift und mit ihr umgeht. »Die Selbstbeschränkung, die die Kameralisten dem Fürsten vorschreiben, ist zunächst nicht rechtlicher Art, sie ist ein Gebot der Nützlichkeit.« (Stollberg-Rilinger 1986: 139) Die Kameralisten formulierten Klugheitsregeln, die der Fürst um den Erhalt und Ausbau seiner Herrschaft willen befolgen sollte. In ihren Augen war die Staatsmaschine ein Instrument des Subjekts Regent. Außerhalb des Horizonts der kameralistischen Theoriekonzepts blieb, dass die bürokratischen Strukturen eigenmächtig entscheiden und handeln und zum Beispiel in Gestalt der Beamenschaft als ein realer Machtfaktor gegenüber dem Fürsten auftreten könnten. (Ebd.: 142f.)

Bereits Hobbes hatte die Truppen als ein Teil der allgemeinen Staatsmaschine behandelt, über die der Souverän aber mit höchster Dringlichkeit uneingeschränkt verfügen müsse, um seine als notwendig erachtete furchteinflössende Macht ausüben zu können. Hobbes wandte die Metapher der Maschine aber nie direkt auf das Militär an. Das blieb den Rezipienten im 18. Jahrhundert vorbehalten. Der Logik der konkret auf die Truppen angewandten Metapher entsprach es, dass der Souverän dem Kriegswesen eher

distanziert gegenüberstand, er keinesfalls Teil der Truppen war. Sie sollten vielmehr bloßes Material für die Umsetzung seiner Ansprüche sein. Als Souverän eines Staates trat nur der Fürst als Subjekt in diesen Theorien auf. Für die Soldaten blieb deshalb nur der Status von Objekten übrig. Dies galt im Grunde auch für die Offiziere, denen er die Kommandogewalt über die Soldaten übertrug. Da im 18. Jahrhundert nur die wenigsten absolutistischen Herrscher selber als Heeresführer ein Kommando übernahmen, galt dies auch für die Oberbefehlshaber, deren Machtfülle gegenüber den Soldaten sich einzig aus dem Auftrag durch den Fürsten ableiten sollte.¹¹

Diesen Überlegungen entsprach auch die Vorstellung der Begrenztheit der Kriegsziele. Als ultima ratio eines Souveräns sollte allein ihm die Entscheidung über einen Krieg zufallen. Sein alleiniges Recht über den Einsatz der Truppen zu entscheiden, sollte auch bedeuten, dass er weder auf politische Anteilnahme noch auf Zustimmung der untertänigen Bevölkerung angewiesen sein sollte. Kriege sollten Ausdruck rationaler Überlegungen zur Mehrung bzw. zum Erhalt seiner Macht sein. Vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648), der das eindrückliche Bild eines entgrenzten Krieges mit all seinen Schrecken darstellte, war die Vorstellung, dass Kriege nicht mehr endemisch werden würden, vielfach von den Zeitgenossen als ein großer Fortschritt aufgefasst worden. Tatsächlich wurde das Kriegsgeschehen auf dem europäischen Kontinent – von Ausnahmen wie den so genannten Türkenkriegen abgesehen – weitgehend von solchen »eingehegten« Kriegen bestimmt. In ihrem Mittelpunkt standen dynastische Herrschaftsansprüche über Territorien. Die Brisanz der sich gegenseitig ausschließenden Rechtsansprüche über Territorien nährte sich aus den »zeitgenössischen Grundsätzen der Machtarithmetik, worunter denn auch das heute vertraute ökonomische Interesse zählte, parallel neben Größen wie Fläche, Bevölkerung und nicht zuletzt Anerkennung und Reputation.« (Sikora 1996: 292) In den Berechnungen kam die Bevölkerung nur als Population vor, also als ein nach merkantilen Kategorien eingeschätztes Wirtschaftsgut. Ihre Quantität (Zahl von Männern und Frauen) und Qualität (Handwerker, Bauern, etc.) wurde genauso als eine passive Qualität des Gebietes betrachtet wie das hier herrschende Klima und die Qualität des Bodens. Ihre Einstellungen, Meinungen und Orientierungen spielten dagegen keine Rolle. Auf sie wurde keine Rücksicht genommen, wenn es galt, ein Gebiet zur Vermeidung eines Krieges bzw. um den Frieden wiederherzustellen nach Kategorien der Machtarith-

11 Bereits Hobbes vertrat die Auffassung, dass nur dem souveränen Herrn das Recht zufalle, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Auch in welchem Umfang Streitkräfte zu mobilisieren sind, falle allein in seine Kompetenz (1651: 141). Er könne zwar Personen mit der Vertretung seiner Souveränität beauftragen, doch müsse ein Befehlshaber abhängig vom Souverän bleiben, weil er ohne »Einsetzung« selber zu einem Souverän werde (ebd.: 141). Einfachen Soldaten, die niemand kommandieren, stünde dagegen kein Anteil an der (Vertretungs-)Macht des Souveräns zu (ebd.: 186).

metik zu vertauschen oder auch zu teilen. Erst im Rahmen einer national-staatlichen Betrachtung von Gesellschaften wurde diese Unbedenklichkeit im Hinblick auf die sozialen Binnenstrukturen, auf lokale Traditionen und auf die Sprache der Bevölkerung problematisch, denn von ihnen hing entscheidend ab, ob sich zumindest Teile der Bevölkerung für ›die Nation‹ mobilisieren ließen.

5.3. Das Heer als Maschine

Dass die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts die europäischen Truppen als eine Maschine charakterisierten, liegt nicht nur an dem allgemeinen Siegeszug des Maschinenbegriffs als Metapher. Die Vorstellung, die Armee sei eine Maschine, wenn auch eine, die schwer zu regulieren ist und ständig kontrolliert werden muss, weist auf erfolgreich umgesetzte strukturelle Veränderungen des Kriegswesens, auf die folgenreiche Anwendung von Grundsätzen der Mechanik und Arithmetik auf die Formierung der Truppen hin. In bzw. auch vor den Augen der Zeitgenossen hatte sich die Armee in einen komplexen Apparat verwandelt, dessen Konstruktion gänzlich vom strukturschaffenden Herstellungsprozess des Erbauers abhing und in dem seine Zweck- und Zielsetzung eingegangen ist.

Für die im vorangegangenen Kapitel erörterte Disziplinierung ließ sich zeigen, dass der mechanische Handlungsvollzug, der von den Soldaten im 18. Jahrhundert verlangt wurde, ursprünglich nicht zum Vorstellungskanon gehörte. Die Schriften Justus Lipsius' (1537-1606), die den »Oranierprinzen das methodische Gerüst für ihre Reformen« und »mit seinen Kommentaren zu antiken Militärschriftstellern die praktischen Vorlagen« (Bröckling 1997: 47) lieferten, strebten die Durchsetzung einer neuen Sittlichkeit unter den Soldaten an. Im Gegensatz zu anderen Militärtheoretikern seiner Zeit wollte Lipsius das Söldnerwesen überwinden, in dem an ihrer Stelle ein »kleines stehendes Heer von Berufssoldaten (tritt), in das aber nur zuverlässige und charakterlich einwandfreie Männer aufgenommen werden sollen, die in strenger Auswahl unter den Landeskindern gefunden werden.« (Papke 1979: 129) Diese Berufssoldaten sollten frühzeitig rekrutiert und ihnen durch die militärische Ausbildung eine Haltung vermittelt werden, die in sich Tugenden wie Selbstbeherrschung und Mäßigung ausdrückten. Ziel der Disziplinierung war nicht die Unterwerfung der Soldaten, sondern die Vermittlung einer sittlichen Haltung, die in ein Handeln münden sollte, das sich als willigen Gehorsam bezeichnen lässt. (Ebd.) Deshalb galten seine Überlegungen zur Disziplinierung nicht nur den einfachen Soldaten, sondern waren zu aller erst an die Offiziere und ihre Kriegsherren gerichtet (Bröckling 1997: 41).

Das von Lipsius vorgeschlagene Exerzieren der Bewegungsabläufe im Verband, von der Gefechtsaufstellung bis zur Bedienung der Waffen, die

Standardisierung der Kommandos wurde von den Oranieren und später anderen Kriegsherren aufgegriffen. Kombiniert mit der Untergliederung eines Verbandes in kleinere Einheiten, konnten Truppen aufgestellt werden, die sich gegenüber der zuvor gefürchteten spanischen Armee als überlegen erwiesen.¹² In einem wichtigen Punkt folgten sie aber Lipsius nicht. Sie formierten ihre Truppen weiterhin aus Söldnern und nicht aus besonders ausgewählten ›Landeskindern‹. Die praktizierte Disziplinierung der Söldner zielte auf einen willigen Gehorsam, nicht auf die von Lipsius angestrebte Sittlichkeit der Constantia ab. Doch zugleich formulierte die Constantia, zu deren Bedeutungshorizont Eigenschaften wie Beständigkeit, Beharrlichkeit und Standhaftigkeit zu zählen sind, eine Maxime, die sehr wohl aufgegriffen wurde und die sich in diesem Punkt als ausgesprochen kompatibel zu dem maschinenhaften Vollzug von Bewegungsabläufen durch die Soldaten erwies. Denn Lipsius ging davon aus, dass ein Individuum, um im allgemeinen Lebenskampf standhaft zu bleiben und rational zu handeln, rationale Härte gegen alle affektiven Bindungen ausbilden sollte. Nur so sei die Sachrichtigkeit des Handelns unter großen Belastungen gewährleistet (siehe Bröckling 1997: 42). Im Ausbildungsziel des Drill, routinierte Bewegungsabläufe bei den Soldaten auszubilden, die soweit irgendetmöglich ihre Affekte angesichts der Todesgefahren aus ihrem Handeln verbannen sollten, ist diese rationale Härte präsent geblieben, allerdings ohne dass erwartet wurde, dass die sich hier ausdrückende Ratio ihre eigene ist. »Die oberste Maxime der neostoischen Ethik, die Verbannung aller Affekte aus dem Handeln, war zugleich der psychologische Ausgangspunkt aller Disziplinierung. Nur wer seine Gefühlsregungen beherrschte, vermochte zu gehorchen – den Gesetzen der Vernunft ebenso wie den Befehlen eines Offiziers.« (Bröckling 1997: 43)

Wie wenig sich die praktizierte Disziplinierung an Lipsius Vorstellung der Vermittlung einer tugendhaften Sittlichkeit orientierte und wie stark die Ausbilder darauf abzielten, die Soldaten zu maschinenhaft wirkenden Bewegungen anzuhalten, wird deutlich, wenn man sich mit Kleinschmidt (1989) die Exerzierreglements des 18. Jahrhunderts anschaut. Mit Blick insbesondere auf ein preußisches Infanterie-Reglement registriert Kleinschmidt, dass in dem Reglement die Körperteile selber zum Subjekt der ausführenden Bewegungen erhoben wurden. Die verbale Verselbstständigung der Körperteile drücke sprachlich das Ziel aus, die Soldaten zu Funktionsteilen einer Maschine zu machen (Kleinschmidt 1989: 245). Sie reflektiere zugleich den optischen Eindruck der sich dem Betrachter einer exerzierenden Einheit bot, wenn die Soldaten ihren eigenen Körper bei der Ausführung der Bewegungen nicht anschauten, dies war ausdrücklich ver-

12 In der Schlacht bei Nieuwpoort, 1600, bewiesen die oranischen Truppen ihre Überlegenheit gegenüber den bis dahin als unwiderstehlich geltenden spanischen Verbänden, die sich noch in einer Variante der alten Söldnerhaufen, den Terzios, zur Schlacht aufstellten (Schnitter/Schmidt 1987: 77f.).

boten, und die Soldaten eine scheinbare »eigendynamische Bewegtheit am Körper der in Bewegung befindlichen Körperteile« (ebd.: 217) demonstrierten. Die Grundlage des Erfolgs sollte nicht mehr wie bei den Landsknechtshaufen in der Geschlossenheit und der Größe des Verbandes liegen, sondern im perfekten Ineinandergreifen sämtlicher »Rädchen«, zu denen man die einzelnen Soldaten geschliffen hatte (siehe Bröckling 1997: 33)

Ein Truppenverband sollte quasi wie eine von seiner Umgebung abgeschlossene Maschine funktionieren, wie eine Uhr, deren Mechanik auch unter widrigen Bedingungen nicht stockt, nicht innehält. Die angestrebte Gleichförmigkeit aller Bewegungen begünstigte eine zumindest rational anmutende Vorbereitung auf das Kampfgeschehen, da sie die Anwendung von mathematischen Verfahren zur Berechnung der Bewegungen im Feld erleichterte.¹³ Theoretisch ließ sich konkret durch die Anwendung des Strahlensatzes genau berechnen, zu welchem Zeitpunkt eine Einheit an dem für sie bestimmten Platz sich einfinden konnte. Stauungen auf den Wegen, die zur Unordnung in den Reihen führen mussten, sollten so vermieden werden. Als die eigentliche Bewährungsprobe für den wie eine Maschine funktionierende Truppeneinheit ist das Schlachtfeld anzusehen. Die »rücksichtslos vorwärts schreitenden Bataillone (sollten) sich selber mit Zuversicht erfüllen und dem Feind imponieren.« (Jähns 1891: 2513) Solange die Soldaten nach dem festgelegten Muster marschierten und ihre Waffen luden und abfeuerten, galt der Mechanismus des Apparates als intakt, gleich wie hoch die Verluste in den Reihen der Kämpfenden waren.¹⁴

13 Die vorgeschriebenen Exerzierbewegungen der Soldaten waren neben funktionalen Erfordernissen auch von ästhetischen Vorstellungen geprägt. Kleinschmidt weist darauf hin, dass die einfachen Soldaten im 18. Jahrhundert mit den Fußspitzen auftreten sollten und quasi Tanzschritte ausführten. Dass Auftreten mit der Fußspitze fand als Norm Eingang beim Militär, weil die allgemeine Schuhmode hohe Absätze vorsah, die für eine graziöse, anmutige Körperhaltung sorgen sollten. Schuhe mit hohen Absätzen trugen aber nur Offiziere und nicht die Mannschaften. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde in französischen Reglements an dem Auftreten mit der Fußspitze festgehalten, nun aber, um die Geschwindigkeit der marschierenden Soldaten zu erhöhen. (1989: 261f.)

14 Und die Zahl der Toten und Verwundeten in einer Schlacht des 18. Jahrhunderts konnte sehr hoch sein und galt gleichzeitig nicht als schlachtentscheidend. Als Sieger einer Schlacht galt, wer am Ende der Kämpfe das Schlachtfeld beherrschte. Wie hoch die Verluste eines solchen Siegers sein konnten, zeigen einige Schlachten des Siebenjährigen Krieges. Preußen publizierte seine Verluste nicht zuletzt aus diesem Grund erst in einem Abstand von über 100 Jahren, 1879, zum Geschehen. Nach diesen Angaben galten beispielsweise über 60 Prozent der preußischen Truppen nach der Schlacht bei Torgau (1760) als tot, verletzt oder als vom Gegner gefangen genommen (= über 15500 Mann). Das gegnerische, österreichische Heer hatte in der Schlacht weniger Tote und Verletzte zu beklagen, galt aber als geschlagen (siehe hierzu ausführlich Lindner 1993: 90f.).

Attraktiv war das Maschinenmodell für die einzelnen taktischen Einheiten auch deshalb, weil jeder einzelne Soldat als ein austauschbares Teil der Gesamtapparatur angesehen werden konnte. Auf ihre individuellen Motive, ihre Intentionen musste und sollte keine Rücksicht genommen werden. Nur so schien es auch möglich zu sein, in die gleichen Einheiten Individuen mit höchst unterschiedlichen Motiven ›unterzustecken‹. Ob ein Soldat sich freiwillig anwerben ließ, weil der Betreffende Gefallen am Soldatsein fand oder ob ihn dazu die Not trieb, weil er anders kein Einkommen finden konnte und er nur an eine vorübergehende Notlösung dachte (Sikora 1996: 219), oder ob er ›unter die Fahne‹ gezwungen wurde, beispielsweise, weil er als Kriegsgefangener oder als zwangsverpflichteter Untertan ›eingereicht‹ wurde:¹⁵ Alle sollten zu gleichermaßen funktionierenden ›Bestandteilen‹ gedrillt werden.

Die Intensität, mit der die oranische Reform im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert studiert wurde, bedeutete allerdings nicht, dass sie sofort Eingang in die Heeresorganisation fand. Selbst im schwedischen und französischen Heer, das bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts nach dem Vorbild der Oranier ausgebildet wurde, blieb es noch lange um die Disziplin der Truppe schlecht bestellt. Und das Kriegsgeschehen des Dreißigjährigen Krieges sollte noch einmal in vollem Umfang von marodierenden Truppen, die plündernd durch die Gebiete zogen, gekennzeichnet sein. Die Heerzüge des Dreißigjährigen Krieges entsprachen im Verlauf des Krieges sogar immer weniger einer disziplinierten Truppe. Selbst für die schwedischen Truppen gilt, dass sie nach jahrelangem Kriegseinsatz, den hohen Verlusten wie dem Zwang zur Heeresvermehrung gezwungen waren, wieder von einem anfangs recht hohen Standard der Disziplinierung abzurücken. (Regling 1979: 24; Bröckling 1997: 53)

Wie der Blick auf den Dreißigjährigen Krieg zeigt, reichten die neuen Exerzierregeln, der Drill, allein nicht aus, um tatsächlich disziplinierte Truppen zu formieren. Denn man brauchte zur Aufstellung solcher Truppen vor allem Zeit, das heißt man musste die Soldaten dauerhaft und nicht nur für eine sommerliche Kampagne anwerben. Dies setzte wiederum voraus, dass die Staaten permanent über Einnahmen verfügen mussten, die dem Kriegswesen zugeführt werden konnten. Im folgenden soll auf die Maßnahmen eingegangen werden, die erst im Verbund im 18. Jahrhundert dazu führten, dass das Heer tatsächlich als eine Maschine oder um einen anderen Ausdruck zu verwenden, als eine Maschinerie angesehen werden konnte, also als ein Ensemble, das aus mehreren Maschinen besteht, und dessen Ergebnis auf dem Zusammenwirken dieser Maschinen beruht.¹⁶

15 Zur Rekrutierungspraxis der stehenden Heere siehe Sikora (1996: 216f.) und Papke (1979: 208f.).

16 Zwar wurde bereits im 18. Jahrhundert gelegentlich von einer Maschinerie gesprochen, häufig im Bezug auf Theatermaschinen, doch erst im 19. Jahr-

5.3.1. Wechselwirkungen von Staats- und Kriegsmaschine

Es war das Anliegen der merkantilen und kameralistischen Wirtschafts- und Haushaltspolitik, die nach dem Dreißigjährigen Krieg einsetzte, den Staat des jeweiligen Fürsten zu befähigen, in die Ökonomie des Herrschaftsgebietes zu intervenieren. Nach innen sollte diese Wirtschaftsordnung die alten Gewalten, wie sie vom Adel und städtischen Magistraten ausgingen, gegenüber dem Haushalt des Landesfürsten, der zum Kern des modernen Staates wurde, schwächen. Ideelle Zielvorstellung des Prozesses zur Stärkung der Macht in den Händen des Fürsten war die Konzentration und Monopolisierung aller Herrschaftsressourcen in den Händen einer Person: des absolutistischen Herrschers. Zu ihren Sentenzen gehörten die Förderung des Handels und der Aufbau von Manufakturen im eigenen Land. Die Rohstoffe des Territoriums sollten effektiver ausgebeutet und traditionelle Arbeitsmethoden bzw. -techniken verbessert werden. Neben der Manufakturproduktion, die die Abhängigkeit des jeweiligen Staatsgebiets von Importen senken und Exporterlöse erzielen sollte, war die Ausdehnung und Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion ein maßgebliches Anliegen. In diesen Zusammenhang ist auch die, hier nicht weiter verfolgte, angestrebte allgemeine Sozialdisziplinierung (Oestreich) der Untertanen zu sehen. Die obrigkeitstaatlichen Interventionen ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren eingebettet in die Vorstellung eines Kampfes gegen die als unkultiviert eingestuft und von der Natur hervorgebrachten chaotischen Verhältnisse. An ihre Stelle sollte eine Ordnung treten, die sichtbar von der gestalterischen Kraft des absolutistischen Herrschers durchdrungen und auf ihn zugerichtet sein sollte. Ob es sich um Zeichnungen von Parkanlagen, von städtischen Grundrissen oder um Festungsanlagen handelte, zumeist bemühten sich die Maler, eher Idealisierungen als reale Abbilder zu zeigen. Auf zahlreichen Gemälden von Schlachten wird der zumindest vermeintlich entscheidende Moment des Geschehens dargestellt. Die Bildern zeigen das Geschehen aus der Perspektive der Feldherren bzw. etwas oberhalb ihres Standpunktes. Tatsächlich hielten die Feldherren nun meist einen gehörigen Abstand zum unmittelbaren Kampf, aber ihnen dürfte sich auch dann nur äußerst selten ein so umfassender Ausblick auf das Schlachtfeld geboten haben, wie er auf diesen Bildern gezeigt wird. Genauso wenig haben sich die Schlachten dieser Zeit in so geordneten Bahnen vollzogen, wie die Künstler es den Betrachtern glauben machen wollen.¹⁷

hundert fand der Begriff vor dem Hintergrund des Einzugs einer Vielzahl von Maschinen in den Betrieben breitere Verwendung (siehe Heyne 1906).

17 Zur Interpretation derartiger Schlachtenbilder siehe Paul: (2004: 31f.) und Jürgens-Kirchhoff (2007: 443f.).

Neben der barocken Gartengestaltung, dem Tanz und der Reitkunst war es vor allem der Festungsbau, der am augenfälligsten den Gestaltungswille der absolutistischen Herrscher durch die Anwendung von Geometrie ausdrückte. Die Fortifikationen, die große Flächen der Städte und des sie umgebenden Raumes in Beschlag nahmen, sollten aber nicht nur den gegnerischen Truppen den Zugang zur Anlage möglichst erschweren, sondern dienten auch der symbolischen Materialisierung des absolutistischen Herrschaftsanspruchs. Die Orientierung am geometrischen Grundmuster, das aus den Arbeiten Vaubans hergeleitet und an dem bis zum 19. Jahrhundert festgehalten wurde, war so stark, dass Kritiken an der Dysfunktionalität des Grundrisses nicht oder nur unzureichend berücksichtigt wurden. So blieben Vorteile, die sich aus der natürlichen Geländegestaltung ergaben, häufig zugunsten des Erhalts des geometrischen Grundrisses ungenutzt. Durch immer größer werdende Außenwerke sollten zwar die Schwächen des Grundrisses ausgeglichen werden, doch wurden zu ihrer Besetzung auch immer mehr Soldaten benötigt, die damit der Feldarmee entzogen waren. Die Kritiken am Grundriss wie an den größer werdenden Außenanlagen, die, einmal erobert, der Festung selber gefährlich werden konnten, verhallten bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts weitgehend folgenlos (Eichberg 1989: 428f., siehe auch Albrecht 1998: 38f.).

Wenn auch unauffälliger zeigten sich die langfristigen Investitionen in das Kriegswesen im Aufbau von Magazinen, aus denen die Truppen versorgt werden sollten. Es war das Magazinwesen, das die zeitgenössischen Beobachter des ausgehenden 17. und bis in der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts von einer Zivilisierung des Krieges sprechen ließ, da sich das Kriegsgeschehen erheblich vom Dreißigjährigen Krieg unterschied. Freilich, neu war die Idee, das Heer aus Magazinen zu versorgen, nicht. Sie wurde zuvor bereits in Einzelfällen praktiziert, z.B. von der spanischen Armee, die eine Heerstraße mit einer Kette von Magazinen zwischen der Lombardei und den Niederlanden errichtete (1567-1620), damit die Soldaten die über 1000 Kilometer lange Strecke ohne große Verluste und ohne auf zeitraubende Requisitionen angewiesen zu sein, zurücklegen konnten (Parker 1990: 89). Ihr Aufbau setzte aber umfangreiche, langfristig kalkulierte und geregelte Einkünfte voraus, also Steuereinnahmen, über deren zielgerichtete Verwendung eine Verwaltung wachen musste. Über dieses Instrumentarium zur Bewirtschaftung des Kriegswesens verfügten in Permanenz erst die absolutistischen Staaten. Das Magazinsystem und die verwaltete Kriegswirtschaft waren wichtige Bausteine zur Einhegung und zum Aufbau größerer Streitkräfte. Die Ausrüstung immer größer werdender Truppenverbände setzte voraus, dass langfristig insbesondere Waffen, Ausrüstungsgegenstände und die Bekleidung der Soldaten gehortet wurden, weil vor der Industrialisierung die Truppen nur in geringem Maße aus der laufenden heimischen Produktion, aufgrund der geringen Produktivität der handwerklichen und manufaktuellen Erzeugung, mit den benötigten Uten-

silien ausgerüstet werden konnten (McNeill 1984: 146). Solche Rüstungsgüter ließen sich zwar grundsätzlich auch im Ausland einkaufen, doch verteuerten sie sich extrem gerade in Kriegszeiten, wenn sie besonders dringend benötigt wurden. Vor dem Magazinwesen sahen sich die Truppenverbände gezwungen, sich aus dem Land zu ernähren, durch das sie zogen bzw. das sie besetzt hielten. Damit wurde meist eine Gewaltdynamik freigesetzt, die zur sprichwörtlich gewordenen Verheerung einer Region führte und mit ihrem ›Kahlfressen‹ enden konnte. Die damit verbundene Zerstörung des gesamten (ländlichen) Reproduktionszyklus' eines Landstrichs ließ sich im Dreißigjährigen Krieg auch nicht durch die Auferlegung von Kontributionen stoppen, die die Besatzungsmacht gegenüber den lokalen Behörden erhob. In Regionen, die bereits von vorangegangenen Heerzügen schwer in Mitleidenschaft gezogen waren, blieb die Beibehaltung in der Regel mit soviel Gewaltanwendung durch die Truppen verbunden, dass es für die Opfer häufig ununterscheidbar und unerheblich war, ob die Söldner nun eigenmächtig oder aufgrund eines Auftrages requirierten. Im Dreißigjährigen Krieg sollte deshalb die »Gewalt der eingefallenen Soldateska« schnell die Beitreibungen durch die örtliche Obrigkeit überdecken (Papke 1979: 140). Von dieser Gewaltdynamik stachen die im 18. Jahrhundert erhobenen Kontributionen, beispielsweise während des Siebenjährigen Krieges im preußisch besetzten Sachsen, ab. Die Besatzungstruppen setzten hier mit erheblich weniger unmittelbarer Gewaltanwendung die Kontributionen gegenüber den lokalen Behörden durch. Hilfreich war, dass sie keine Forderungen erheben mussten, die die Region vollständig ausplünderten, weil aufgrund langfristigerer Planungen und des Magazinwesens die Notlage bei der Truppe nicht mehr so gravierend war. Statt einem verwüsteten und von Hunger gezeichneten Land, bestand obendrein die Möglichkeit, Kontributionen in Form von Steuern aufzuerlegen, mit denen man den Sold für die Soldaten zahlen konnte. Noch wichtiger aber war, dass mit diesen finanziellen Mitteln dank des Magazinwesens Kriegsmaterialien und Lebensmittel eingekauft und der Truppe zugeführt werden konnten, die außerhalb des Truppenstandorts hergestellt worden waren.

Das kontinentale Vorbild für den Aufbau einer Verwaltung zur Organisation des Magazinsystems gab das französische Kriegsministerium ab, das über eine zivile Struktur verfügte und für die Bewirtschaftung, Ausrüstung und Besoldung der Armee verantwortlich zeichnete, aber in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu irgend einer militärischen Stelle stand. »Aufgrund seines besonderen, unbeschränkten Dienstweges« (Papke 1979: 166) förderte das Kriegsministerium aktiv die Produktion von Rüstungsgütern, plante und beaufsichtigte den Bau von Festungen und Arsenalen und wachte in einem zuvor undenkbaaren Ausmaß über die Verwendung der eingesetzten Mittel. Die geordnete Bewirtschaftung und Besoldung der Truppe ermöglichte zugleich den Aufbau von Armeen, die bei den führen-

den Militärmächten nun nicht mehr in die Zehntausende, sondern in die Hunderttausende gingen.¹⁸

War es bei Descartes die *res cogitans*, die den menschlichen Körper eines Individuums steuern und mit deren Hilfe es die natürlichen Beweggründe erkennen und zu seinen Gunsten anwenden sollte, und erfüllte bei Hobbes der Souverän diese Aufgabe innerhalb der künstlichen Maschine Staat, so fiel in der Militärmaschine dem Feldherrn diese Stellung zu. Sofern er nicht selber zugleich der Souverän war, übernahm er stellvertretend für ihn das Kommando über den ihm unterstehenden Verband. Er sollte das bewegende Prinzip der Maschine sein, die ordnende wie steuernde Macht. Nur er und sein Pendant auf der gegnerischen Seite sollten im Krieg als Subjekte agieren. Dem Feldherrn fiel die konzeptionelle Aufgabe zu, einen optimalen Gebrauch von der Maschine Heer zu machen. Ihm fiel letztendlich die Entscheidung über den Einsatz der Truppe auf dem Schlachtfeld zu. Neben der »Anwendung besonderer Kunstmittel« (Clauzewitz 1832: 359), beispielsweise die Streitkräfte in einer bestimmten Ordnung aufzustellen, wurde ihre individuelle Leistung nach ihrer Fähigkeit beurteilt, frühzeitig zu erkennen, wo sich bei der Umsetzung der Planungen Probleme einstellten, ob sie in der Lage waren, ihre Planungen entsprechend zu korrigieren, bevor der Gegner sie zu seinen Gunsten ausnutzt und ob sie ihrerseits Fehler des Gegners zu ihrem Vorteile wenden konnten. Solcherart herausragende Leistungen wurden als Feldherrengeie gefeiert. Besonders gegen Ende des 18. Jahrhunderts sollte die Frage, worin das Talent des Feldherrn bestehe, Gegenstand heftiger Debatten sein, die bis ins 19. Jahrhundert anhielten. Umstritten war, inwieweit das Talent auf Kenntnis der Kriegsregeln beruhe, die aus der Vorstellung des Heeres als Maschine gewonnen wurde, und inwieweit es mehr angeborenem Können, Erfahrung und Intuition entspringe. Selbst Henry Humphrey Evans Lloyd (1720-1783), der am häufigsten im Zusammenhang mit der Mathematisierung der Kriegführung zitiert wird, unterteilte die Kriegswissenschaften in einen erlernbaren Teil und einen der »weder in Regeln gepresst noch mit Hilfe des Studiums oder der Erfahrung, sondern einzig und allein durch Intuition und Genie bewältigt werden könne.« (Regling 1979: 144). Jedoch hat bei ihm der intuitive Teil lediglich einen gewissen proklamatorischen Stellenwert, weil bereits die richtige Anwendung der Regeln den Erfolg garantiert (ebd.). Den anderen Pol der Debatte formulierte Georg Heinrich von Berenhorst (1733-1814), der »glaubte, dass es seit der Erfindung der Feuerwaffe [...] nicht mehr möglich sei, feste Prinzipien und Regeln für die Kriegführung aufzustellen.« (Regling 1979: 237) Ausschließlich Kriegserfahrung, Intuition und Genialität verlangte er von den Kommandeuren. Er stellt damit die Vorstellung in Frage, dass das Heer

18 Was allerdings nicht ausschloss, dass die Armeestärke für die einzelnen Staaten im Laufe weniger Jahre starken Schwankungen unterlag (siehe Kroener 1996: 7f.).

vom einfachen Soldat bis hin zu seinem Oberbefehlshaber wie eine Maschine funktionieren könne.

Die angestrebte monopolisierte Kontrolle des Gewaltpotentials in den Händen der Feldherren und die Prämisse, dass sie einen möglichst rationalen Gebrauch von den ihnen zur Verfügung stehenden Mittel machen sollten, bedeutete nicht per se eine Abnahme der Gewalttätigkeit des Kriegsgeschehens. Sie bedeuteten vor allem erst einmal nur eins: Dass Gewalt ausschließlich aufgrund von Befehlen ausgeübt werden sollte. Das Ausmaß der Zerstörungen, welches Haus angezündet, beschossen oder ausgeplündert wird, wer gefangen und wer getötet wird, wer, wo und wann sein Leben im Kampf einsetzt, sollte von den rational geleiteten Entscheidungsprozessen der Kommandeure abhängen und nicht von den einzelnen Soldaten, die im Zweifelsfall nur ihren ›rohen Leidenschaften‹ folgen würden. Diese Ratio enthielt per se keine humanen Maßstäbe, sondern war mit den Interessen des Kriegsherren verknüpft. Sie verfügte über keinen Begriff sozialer Verantwortung und stand ihren sozialen Folgen so lange gleichgültig gegenüber, wie sie nicht absehbar oder zu Fragen des Machterhalts und -ausbaus wurden. Es handelte sich um eine Rationalität, die moralische, ethische Normen entbehrte und kein »grundsätzliches Argument gegen den Mord vorzubringen« (Horkheimer/Adorno 1947: 127) vermochte, wenn er machtpolitisch geboten schien. Deshalb »lässt sich mit zunehmender Rationalisierung des Kriegswesens zunächst eine Zunahme des nach strategischen Gesichtspunkten gezielten Terrors feststellen« (Regling 1979: 18). Gerade die Streitkräfte, die zu ihrer Zeit am stärksten von der oranischen Heeresreform und der bürokratischen Kontrolle des Absolutismus geprägt waren, die französischen Truppen unter Ludwig XIV. bzw. unter seinen Heerführern Turenne und Mélac, »wurden berüchtigt durch Verwüstungen und darauf zurückzuführende ›Depopulationen‹« (ebd.). Die fortschreitende Einhegung des Krieges im 18. Jahrhundert basierte auf der sich durchsetzenden Erfahrung, dass die Verwüstung von Gebieten, um deren Besitznahme im Rahmen der Kabinetts- bzw. Erbfolgekriege gekämpft wurde, nicht im Interesses des Siegers war.

Gezähmt wurde das Kriegsgeschehen weiter durch das Bemühen zahlreicher Feldherren, entscheidende militärische Konfrontationen mit dem Gegner zu vermeiden. Eine Schlacht zu schlagen, bedeutete, das Risiko einzugehen, innerhalb weniger Stunden die mühsam formierte Streitmacht zu verlieren. Selbst der Sieger konnte sich nicht sicher sein, ob er einen Nutzen mit seinen meist ebenfalls angeschlagenen Verbänden aus dem Debakel des Unterlegenen ziehen konnte. Zu groß waren die Unwägbarkeiten und der trotz aller Rationalisierungsbemühungen möglicherweise verbleibende schlachtentscheidende Zufall. Und die Aussicht, durch einen womöglich ›teuer erkauften‹ Sieg den Kriegsverlauf entscheidend zu beeinflussen, war eher gering. Unter den Feldherren entwickelte sich deshalb eine gewisse Scheu vor der Schlacht. Einer Scheu, der sie auch insofern

nachgeben konnten, weil die Versorgung der Streitkräfte aus Magazinen ihnen ermöglichte, durch Truppenbewegungen, dem Manövrieren, Einfluss auf den Kriegszug des Gegners zu gewinnen.

Aus operativer Sicht ermöglichte das Magazinsystem zum einen, dass die Streitkräfte durch Gebiete geführt werden konnten, die zu öde oder zu arm waren, um sie zu ernähren, und Belagerungen nun nicht mehr aufgehoben werden mussten, wenn die Umgebung ausgeplündert war. Zum anderen schränkte es aber auch die Bewegungsmöglichkeiten der Heerzüge stark ein, denn wo keine Verbindung mehr mit den Magazinen hergestellt werden konnte, waren die Truppen auf das angewiesen, was sie mit sich führten bzw. was sie requirierten. Diese Einschränkung war allerdings solange kein grundsätzliches Problem, wie sie für alle Kontrahenten gleichermaßen galt, also symmetrisch verteilt war.

Lloyd, der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein viel gelesener Militärtheoretiker war, fasste knapp die mit dem Manövrieren verbundene Hoffnung in den Satz zusammen: Wer »sich auf diese Dinge versteht«, gemeint waren mathematische und topographische Kenntnisse, »kann Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Notwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen.« (Zitiert nach Schnitter/Schmidt 1987: 162) Beim häufig langwierigen Manövrieren versuchten die Kontrahenten, die vorteilhafteste Position zu erringen. Beispielsweise wurde mit der Bedrohung der Versorgungswege, gar ihrer Unterbrechung, die Hoffnung verbunden, der Gegner werde dadurch gezwungen sein, seinen Vormarsch aufzugeben. Neben dem Marschieren spielte deshalb in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts auch der Kampf um Festungen eine gewichtige Rolle.¹⁹ Belagerungen boten obendrein den Feldherren dieser Zeit eine willkommene Gelegenheit, über Wochen und Monaten hinweg die Truppe als ein außenpolitisches Demonstrations- und Repräsentationsmittel einzusetzen (Luh 2004: 11). Von ihnen aus ließen sich die Versorgungswege beherrschen, und sie beherbergten auch Magazine. In welchem Ausmaß ein Feldherr die große Konfrontation mit dem Gegner vermied, hing allerdings auch davon ab, inwieweit er für einen Fehlschlag verantwortlich gemacht werden konnte. »Ob Schlacht oder nicht – das hing in jener Zeit entscheidend von der Stellung des Feldherren ab. Karl XII. von Schweden, Peter I. von Russland und Friedrich II. von Preußen waren Herrscher und Feldherren in einer Person und damit freier in ihren Entschlüssen beim Einsatz der Armee.« (Schnitter/Schmidt 1987: 73) Wer rechenschaftspflichtig gegenüber dem Hof oder Kriegsrat war, der tat gut daran, mit der ›ultima ratio regum‹, die-

19 Belagerungen und Gefechte um befestigte Orte waren nach Auffassung von Luh häufiger als Schlachten. In der Zeit zwischen Mitte des 17. und Ende des 18. Jahrhunderts seien vermutlich auf eine Schlacht bzw. größeres Gefecht zwei Belagerungen gekommen (2004: 80).

se Worte schmückte die preußischen und französischen Geschütze der Zeit, vorsichtig umzugehen.²⁰

Über die ›Zähmung der Bellona‹ (Gerhard Ritter) dürfen aber die Aspekte der Kriegführung im 18. Jahrhundert nicht unerwähnt bleiben, die nicht der rational begrenzten Gewaltanwendung entsprachen. So waren Requisitionen, weniger vornehm ausgedrückt, die Ausplünderung aller, die auf dem Weg des Heeres lagen, mit der Versorgung der Truppen aus den Magazinen nicht gänzlich aus der Welt, sondern lediglich in ihrem Umfang reduziert, solange die Versorgung der Truppen gewährleistet blieb. Doch selbst dann konnte zum Beispiel das Futter für die Pferde nur durch die Beschlagnahme bei den Bauern beschafft werden, weil es für dieses leichtverderbliche Massengut keine ausreichende Transportkapazität gab. Und trotz strengster Verbote plünderten weiterhin einzelne Soldaten ebenso wie kleine Trupps insbesondere die Landbevölkerung aus, wann immer sich dazu eine Gelegenheit bot. Eine Ursache für dieses Plündern war, dass die Versorgung der Truppen aus den Magazinen selten tatsächlich gut funktionierte. Je weiter sich ein Kriegszug von den Grenzen eines Krieg führenden Staates entfernte, desto unzureichender konnten die Soldaten mit dem Lebensnotwendigsten versorgt werden (zu den Mängeln des Magazinwesens siehe Luh 2004: 13f.). Trotzdem, die Gelegenheiten zum Plündern schwanden, weil die Kriegsherren nun die Soldaten nicht mehr regelmäßig zur Requirierung ausschickten bzw. meist nur bestimmte Truppenverbände, so genannte leichte Truppen (siehe Kapitel 6). Eine funktionierende Versorgung aus den Magazinen vorausgesetzt, ließen die Offiziere ihre Soldaten nicht ausschwärmen, um die Kisten der Bauern ›zu fegen‹, da ohne Requirierungen die Kontrolle über die Truppe leichter und dauerhafter aufrecht zu erhalten war. Das Risiko, dass sich die Soldaten an Gewalttaten gegenüber weitgehend wehrlosen Gegnern, den Bauern, gewöhnten, und deshalb später die Begegnung mit gegnerischen Soldaten scheuten, wurde damit ebenfalls gemindert (McNeill 1984: 146; Regling 1979: 19).

Während die Bemühungen der Kriegsherren um die absolute Kontrolle des Gewaltpotentials der Soldaten nichts an Eindeutigkeit zu wünschen übrig lassen, zeichnete sich ihr Verhältnis zur Bevölkerung der Kriegsregion durch eine gewisse Ambivalenz aus. Den Normen nach hätte es eine klare Trennung zwischen den Krieg führenden Truppen und der sie umgebenden Bevölkerung geben müssen. Als Ideal galt eine Kriegführung, die es insbesondere der Landbevölkerung erlaubte, zwischen den Gefechten die Felder

20 Die erwähnten Kriegsherren, denen in Personalunion als Feldherren Truppen direkt unterstanden, waren risikobereiter als die allermeisten rechenschaftspflichtigen Kommandeure. Das führte aber auch dazu, dass im 18. Jahrhundert z.B. die Kontrahenten des preußischen Königs Friedrich II. ihre Feldherren ›immer wieder zur Schlacht gedrängt und das preußische Heer, nicht irgendwelchen Landgewinn, als das eigentliche Objekt der Kriegführung bezeichnet‹ haben (Delbrück Bd. 4, 1920: 499).

zu bestellen und unbehelligt von umherstreifenden Verbänden zu bleiben. Erreicht wurde dieses Ideal nur in den allerwenigsten Fällen. Unterhalb der Schwelle des unmittelbaren Kampfes gegen feindliche Soldaten erwarteten die Kriegführenden sehr wohl eine Beteiligung der Bevölkerung – aber ausschließlich auf jeweils ihrer Seite. In unkämpften Gebieten konnte deshalb die Bevölkerung leicht in zwickmühlenartigen Situationen geraten. Da auch für die europäischen Kriegsschauplätze vor dem 19. Jahrhundert selten halbwegs verlässliches Kartenwerk zur Verfügung stand, waren die Kommandeure darauf angewiesen, durch die Einwohner detaillierte und richtige Informationen über die örtlichen Gegebenheiten sowie die Bewegungen des Gegners zu erhalten. Clausewitz' Feststellung, dass die »kleinste Patrouille, jede Feld- und Schildwache, jeder versendete Offizier [...] mit ihren Bedürfnissen um Nachrichten über Feind, Freund und Gegner an den Landesbewohner verwiesen« (Clausewitz 1832: 638) waren, weist auf ein auch jenseits der Frage nach den topographischen Gegebenheiten bis in die Gegenwart gültiges schwerwiegendes Problem der Kriegführung hin. Ortsansässige wurden auch aktiv für Kundschafterdienste herangezogen. In Ausnahmefällen sind vor allem für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts und hier besonders für den Österreichischen Erbfolgekrieg (1740-1748) erfolgreiche Versuche verzeichnet, »nach Hunderten zählende Volksaufgebote zu mobilisieren und zu bewaffnen.« (Rick 1999: 126) Meist verliefen die bewaffneten Zusammenstöße zuungunsten der Zivilisten, deren Angehörige sich anschließend vor der Rache des Militärs fürchten mussten (ebd.: 127). Auch im Falle der Verweigerung von Unterstützungsleistungen, der Weitergabe falscher Informationen, gar Widerstand bei der Nutzung der vorhandenen zivilen Infrastruktur und Aneignung vorhandener Güter reagierte das Militär mit handgreiflichen Repressalien. Den Einwohnern belagerter Städte ging es in dieser Beziehung nicht besser. Ihre aktive Unterstützung, zum Beispiel bei Schanzarbeiten in der Stadt, sowie die bereitwillige Überlassung der zivilen Infrastruktur für die Belange der Verteidigung galten aus Sicht der Militärs als selbstverständlich.²¹

5.4. Der maschinelle Körper und der Leib

Wenngleich auch im 18. Jahrhundert die Metapher vom Soldaten als Rad einer Maschine nicht annähernd mit dem realisierten Stand der Disziplinierung zur Deckung gebracht werden konnte, sollte dieses Bild bis heute die Vorstellung vom Soldaten nachhaltig prägen. Es wurde im 18. Jahrhundert verwendet, um einerseits zu betonen, wie weit sich das zeitgenössische Kriegsgeschehen von den Exzessen des Dreißigjährigen Krieges entfernt

²¹ Zur Inanspruchnahme von Zivilisten im Zuge einer Belagerung siehe Hohrath (1996: 321f.).

habe, aber auch um Kritik an der Militärorganisation zu formulieren. Neben den Zweifeln an der Verregelbarkeit des Krieges, die in militärtheoretischen Schriften erhoben wurden, verwendete unter anderem Herder die Metapher vom Militär als Maschine, um es als gekauftes und selber willenloses Instrument zu beschreiben, über das ein Mann, der Kriegsherr, verfügte (Herder 1774: 59f.). Auch heute noch wird auf die Maschinenmetapher zurückgegriffen, wenn es gilt, die Instrumentalisierbarkeit der Militärorganisation und der Soldaten für politische Zwecke durch ein griffiges Bild zu kennzeichnen. Die ungebrochene Attraktivität der Metapher ist zum einen sicher dem Gedanken an die Instrumentalisierbarkeit des Militärs geschuldet. Zum anderen soll mit ihr auf das Kraftpotential des Militärs hingewiesen werden, das aus der Kooperation und der Arbeit an Kriegsmaschinen entsteht und das jenseits des Vermögens menschlicher Individuen liegt. Dieses Kraftpotential ist auf Destruktivität ausgerichtet. Zwar können militärische Maschinen und auch die Truppenverbände beispielsweise eingesetzt werden, um Menschen aus Notlagen zu befreien, zu denken ist hierbei an die Seenotrettung und an Evakuierungen vor Naturkatastrophen, doch zur Durchführung solcher Einsätze müssen weder die Maschinen noch die Soldaten mit Waffen ausgestattet werden. Das originäre Kraftpotential des Militärs ist in seiner Fähigkeit zur Destruktivität zu sehen, die von keinem anderen Sozialverband erreicht wird. Dem sich im 19. Jahrhundert herausbildenden Sprachduktus folgend, wird heute mitunter auch von der Militärmaschinerie gesprochen. Meist soll damit die Komplexität der Organisation hervorgehoben werden.

Einen besonderen Stellenwert nimmt heute der Begriff der Maschine im Zusammenhang mit der militärischen Ausbildung ein. Er bezeichnet hier weniger die Kooperation mehrerer Soldaten, sondern zielt auf das Körpertraining des einzelnen Soldaten und auf seine mentale Vorbereitung für das Kriegsgeschehen. »Die militärische Ausbildung«, so der Militärsoziologe Franz Kernic,

»und das damit verbundene Körpertraining bezweckt nichts anderes als die völlige Ausrichtung des Menschen zum Kampf, die Transformation eines Individuums in eine Kampfmaschine. Der Körper des Soldaten ist zugleich ›Verkörperung‹ dieser auf den Krieg ausgerichteten *Maschine* ›Mensch‹. Die Anwendung militärischer Gewalt ist in ihrer empirischen Form eine Gewalt der Körper gegen Körper, die auf eine Automatisierung und Radikalisierung von Gewalt-handlungen drängt.« (Kernic 2003: 211f.)

Die Ausbildung zielt auf die Ausschaltung jeglichen Denkens, um damit die Kampfabläufe zu beschleunigen.

Diese Verwendungsform des Maschinenbegriffs unterscheidet sich eklatant vom Gebrauch, der im 18. Jahrhundert von der Metapher gemacht wurde. Sie deutet eine ganz andere Vorstellung an, welche Stellung und Aufgabe der einzelne Soldat im Gefecht haben soll. Auf diese Verände-

rungen wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch einzugehen sein. Hervorzuheben ist an dieser Stelle die Differenz in den Ausbildungszielen. Im 18. Jahrhundert wurde beim Drill nicht an eine individuelle Kampfmaschine gedacht, sondern an die Eingliederung des Individuums in einen Verband. Der Verband sollte als Maschine wirken. Der Beitrag des einzelnen Soldaten zum Ganzen lag, um im Assoziationsrahmen der Metapher zu bleiben, auf der Ebene eines Maschinenteils, eines Rädchens innerhalb eines großen Getriebes.²²

Untersuchte dieses Kapitel vor allem die Frage, wie die Metapher Maschine im Hinblick auf den Sozialverband Militär verwendet wurde, gehen die nachfolgenden Ausführungen darauf ein, wie der Maschinenbegriff die Vorstellungen soldatischer Subjektivität beeinflusste. Der Gedanke, dass der menschliche Körper als eine Maschine aufzufassen ist, provozierte von Beginn an die Frage, welches Verhältnis ein Subjekt zu seinem Körper hat, ob und inwieweit seine Subjektivität von dieser Maschine abhängt. Zur die Untersuchung dieses Themas sollen in einem ersten Schritt die philosophischen Grundlagen dieses Gedankens ausgeführt werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Theorie Descartes zum Verhältnis des Geistigen zum Körper und umgekehrt des Körperlichen zum Geist. Sie berühren unmittelbar, wie zu zeigen sein wird, die Frage, inwieweit das Individuum als Subjekt bzw. inwieweit es als Träger von Subjektivität und Urheber von Handlungen betrachtet werden kann. Descartes' Philosophie führte zu einer Vielzahl theoretischer Entwürfe, verfasst von Philosophen wie von Medizinern, die dem cartesianischen Körper-Geist-Dualismus entweder mehr eine idealistische oder materialistische Wendung gaben. Auf diese, bis heute nicht beendeten, Debatten näher einzugehen, sprengt den Rahmen der vorliegenden Arbeit. Vor dem Hintergrund der bis heute fortgesetzten Anwendung der Maschinenmetapher auf Soldaten, sei es als Kennzeichnung ihres Objektstatus, sei es um ein bis heute gültiges Ziel des Kampftrainings zu beschreiben, und weil Soldaten im Gefecht ›Leib und Leben‹ riskieren, kann aber auf eine Bestimmung des Anteils des Körpers an der Konstitution von Subjektivität der Soldaten nicht verzichtet werden. Dazu soll in einem zweiten Schritt die Überlegungen Helmuth Plessners zur Leiblichkeit des Menschen herangezogen werden. Seine phänomenologische Betrachtungsweise des Leibes wird präferiert, weil sie am ehesten geeignet zu sein scheint, unfruchtbare Gegenüberstellungen von Körper und Geist zu

22 Zur Vergegenwärtigung: Wenn einzelne Teile einer technischen Apparatur dazu beitragen, dass eine Maschine funktioniert, ein Bolzen oder eine Schraube, werden sie aufgrund ihres Beitrages selber nicht als Maschine erachtet. Als Maschinen werden komplexe Apparaturen bezeichnet, in denen Prozesse zumindest in Teilen selbsttätig ablaufen und die als Entität wenigstens eine bestimmte funktionale Aufgabe erfüllen. Maschinen sind artifizielle Selbstbeweger (Popitz 1995: 31).

vermeiden und einen klärenden Beitrag für das Verhältnis von Körper und Maschine zu leisten.

5.4.1. Der Körper als Maschine

Den Körper von Soldaten als eine Maschine zu betrachten, kann trotz der oben erwähnten Einschränkung, an eine Betrachtungsweise des Individuums anknüpfen, die dem 18. Jahrhundert vertraut war. Dass der menschliche Körper wie eine Maschine funktioniert, ist ein Gedanke, der bis heute mit der cartesianischen Philosophie verbunden ist. Descartes hatte den menschlichen Körper ebenso wie die Körper aller Lebewesen den Dingen zugerechnet, die physikalischen, und das meinte mechanischen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Verbunden war mit dieser Vorstellung eine Hoffnung: Die Welt durch diese Bestimmung klarer und verständiger zu begreifen, als dies bislang geschehen war; klärende Erkenntnisse zu produzieren, die Wahres von Falschem zu unterscheiden vermögen und damit dem Chaos der Meinungen und Machtkompromisse Einhalt zu gebieten.²³ Descartes setzte dabei auf die mathematische Bestimmung der Zustände bzw. Ausdehnung aller Dinge (Größe, Gewicht und Figur; ihre Gestalt) ebenso wie ihre Veränderungen (Bewegung). Diese Vorstellung stellte einen Affront gegenüber der aristotelischen Philosophie dar, die zwischen Natur und Artefakt unterschied. Es galt als unstatthaft, die vom Menschen vorgefundenen Verhältnisse und Objekte mit den von ihm hergestellten Dingen zu vergleichen. »Schon der Wunsch, dies zu tun, galt als frevelhaft, denn die Weltordnung war göttlich, und der Mensch hatte nicht das Recht, es den Göttern gleichzutun zu wollen.« (Shapin 1998: 42)

Die cartesianische Welt der *res extensa* ist als ein alles umfassender Maschinenpark zu begreifen. Abgetrennt von dieser Welt ist die *res cogitans*, die denkende Substanz. Die Fähigkeit zum vernünftigen Denken gilt Descartes als ein von Gott verliehenes Privileg an den Menschen, das ihn kategorial vom Tier unterscheidet (Descartes 1637: 107). Er teilt zwar mit den Tieren den maschinellen Körper, aber als vernünftiges Wesen, als Subjekt, kann er die Welt der Objekte erkennen, kann er zu subjektiv-gewissen Wahrheiten vordringen, ohne auf seinen Körper angewiesen zu sein.²⁴ Die Erkenntnisfähigkeit des Individuums ist als die eines körperlosen *egos* konzipiert, das auf den eigenen Körper wie auf eine Außenwelt zu schauen vermag, ohne aber auf dessen Empfindungen, Eindrücke, Leiden und Begehren angewiesen zu sein. Deshalb sieht Bernhard Waldenfels das wesentliche Moment »an der Unterscheidung von *res extensa* und *res cogi-*

23 Vergleiche hierzu Schnädelbach (2000), der in seinem Aufsatz versucht die Situation und Motive gegenüber einer allzu leichtfertigen Abbürstung Descartes' stark zu machen.

24 Die *res cogitans* verbindet sich hier mit der Vorstellung der unsterblichen Seele, die den Tod des Körpers zu überleben vermag.

tans [...] darin, dass die eine Substanz *ohne* die andere existieren kann. Ein Körpermechanismus kann als Mechanismus abrollen, ohne sich innerlich auf Erlebnisweisen zu beziehen, und umgekehrt treten Erlebnisse unabhängig von der Körpermaschine auf. Zwischen Körpermaschine und Denken sind bloß kontingente Beziehungen denkbar.« (Waldenfels 2000: 244) Allerdings wendet sich Descartes deutlich gegen die aristotelische bzw. platonische Vorstellung, dass die *res cogitans* im Körper wie ein Steuermann in seinem Schiff wohnt, »außer vielleicht, um seine Glieder zu bewegen« (Descartes 1637: 109). Die »vernünftige Seele« sei mit dem Körper »viel enger verbunden und vereinigt [...], um darüber hinaus den unsrigen ähnliche Gefühle und Begierden zu haben und so einen wirklichen Menschen zu bilden.« (Ebd.) Doch die aus der »Vereinigung und gleichsam Vermischung des Geistes mit dem Leibe« entstehenden »Empfindungen wie Schmerz, Hunger, Durst und dergleichen (seien) nichts anderes als undeutliche Modi des Denkens« (Sechste Meditation, zitiert nach Specht 1966: 125), die zwar als Passionen die Herrschaft der vernünftigen Seele über den Körper in Frage stellen, die aber auch jeder Mensch überwinden könne, wenn er lerne vernünftig zu denken. Descartes entwickelt in diesen Zusammenhang die Vorstellung, dass es jedem Menschen, »[...] selbst Leuten mit ganz schwachen Seelen« möglich sei, »eine höchst absolute Herrschaft über alle ihre Passionen zu erlangen, falls man genügend Mühe aufwendet, sie abzurichten oder anzuleiten.« (Zitiert nach Specht 1966: 128) Das wirksamste Mittel für die Befreiung des Geistes »von der Gemütsbestimmung und der Einrichtung der Organe« sieht er aber weder in der Dressur noch in der Erziehung, sondern in der Medizin. Hier könne in der Zukunft ein Mittel zu finden sein, das neben der »Bewahrung der Gesundheit [...] die Menschen ganz allgemein weiser und geschickter werden ließe« (Descartes 1637: 117) Über die Lehre vom (menschlichen) Körper-Geist-Dualismus sollte sich schnell eine Kontroverse entwickeln. In der Philosophie, aber nicht weniger in der Medizin des 17., 18. Jahrhunderts entspann sich ein Streit, der im Grunde bis heute anhält, und der sich um die Fragen dreht, in welchem Verhältnis der Geist zum Körper steht und wie im Geist das Körperliche zu finden sei.

In der cartesianischen Philosophie ist eine Abwertung des Körpers gegenüber dem Geist angelegt. Auch wenn ungeklärt bleibt, wo und wie der Geist im Körper steckt und postuliert wird, dass das Denken unabhängig vom Körper existieren könne, die Bedürfnisse, Begehren und Leidenschaften, die vom Körper ausgehen, bedrängen, ja peinigen den Denker, hindern ihn an seinem Erkenntnisprozess. Allen vom Körper ausgehenden Emotionen wird ein positiver Anteil an den höchsten geistigen Prozessen, zu denen Menschen fähig sind, abgesprochen. Anders als der Geist ist der Körper hilflos, zerstörbar, kurz: er ist sterblich. Ihm gegenüber hat der Geist, da er Teil der Natur ist, den Grundsatz »*maître et possesseur de la nature*« (Descartes 1637: 114) anzuwenden, also ein Herr-

schaftsverhältnis aufzurichten. Dieser Umgang des Cartesianismus mit dem menschlichen Körper, ist in der Geschichte der Philosophie allerdings kein Novum.²⁵ Schnädelbach schreibt, dass er sich

»wohl deswegen so tief in unser vorphilosophisches Vorverständnis unserer selbst eingegraben [hat], weil er hier [im Bezug auf die Ansichten von Geist und Körper, Subjekt und Objekt; d.A.] viel weniger revolutionär war, als er sein wollte, sondern nur uralte Selbstverständlichkeiten unseres abendländischen Selbstverständnisses neu formulierte« (2000: 195).

Gleichwohl handelt es sich um eine äußerst wirkungsmächtige Neuformulierung, die trotz der Kritik am Cartesianismus, zu dem sich heute wohl kaum noch jemand bekennen mag, kaum an Wirkkraft verloren hat. So liegen wohl cartesianische Vorstellungen »der Auffassung jener Neurowissenschaftler zugrunde, die behaupten, Geist lasse sich ausschließlich durch Gehirnereignisse erklären, so dass man den Rest des Organismus sowie die physische und soziale Umwelt getrost ausklammern könne – einschließlich des Umstands, dass ein Teil der Umwelt das Ergebnis vorausgehender Handlungen ist.« (Damasio 1997: 331f.)

Der Dualismus von Körper und Geist erfährt in solchen Interpretationen eine monistische Wendung, wird doch der Geist gegenüber dem Körper letztlich zum dominanten Prinzip erklärt. Monistische Interpretationen in der umgekehrten Richtung, also in Richtung des Körpers, lassen sich ebenfalls schon bald als Reaktion auf Descartes Theorie finden. Sicher am radikalsten beschritt im 18. Jahrhundert La Mettrie diesen Weg, indem er sie nur als Bezeichnung für das Denkvermögen gelten ließ (vgl. La Mettrie 1747: 67) und geistige Verfassungen auf körperliche Zustände zurückführte. Er vertritt die Ansicht, dass Menschen »nur Tiere und in aufrechter Haltung dahinkriechende Maschinen sind« (1747: 85f.). Zwischen Tieren und Menschen gebe es lediglich graduelle Unterschiede (ebd.: 38), die einzig in der jeweiligen Struktur der organisch aufgebauten Materie begründet liegen. Zugleich führt er insbesondere auf den organischen Aufbau des menschlichen Gehirns die Überlegenheit des Menschen gegenüber den Tieren zurück (ebd.: 43f., 82f.). Der Zustand der Maschine Mensch wird von ihm vor allem als Ergebnis der äußeren materiellen Einflüsse, wie dem Klima und der Nahrung, bestimmt. Er scheut dabei nicht vor Formulierungen zurück, die den Eindruck erwecken, dass das menschliche Handeln vollständig von den materiellen Lebensbedingungen determiniert sei. So schreibt er, dass ein Soldat, dem man nur Wasser gebe – um eines seiner zahlreichen Beispiele anzuführen – aus der Gefahr fliehen würde. Würde man dagegen seine »Gefäße mit kräftigen Säften, stärkenden Flüssigkeiten« füllen, werde der Soldat »plötzlich verwegen und eilt beim

25 Siehe beispielsweise Platons Ausführung zum Verhältnis von Geist und Körper in der Phaidon.

Lärm der Trommeln fröhlich in den Tod.« (Ebd.: 26) Kurz: Wie der Mensch sich ernähre bzw. ernährt werde, so handelt er auch. Obwohl La Mettrie schreibt, der »menschliche Körper ist eine Maschine, die sich selbst ihre Federn aufzieht« (ebd.), ist innerhalb seines Werkes keine Stelle zu finden, der dieses Selbst näher bestimmt, da er vor allem betonen will, dass es nichts außer der organischen und anorganischen Materie gibt.²⁶

Es war wohl gerade diese Leerstelle, die dazu beitrug, dass er zur Unperson der Philosophie des 18. Jahrhunderts wurde. Der Vorwurf lautet, er habe den Menschen als Empfangungsmaschine konzipiert, die vollständig von ihrer materiellen Umwelt determiniert wird. Ein weiterer Grund, der seine Zeitgenossen auf Distanz gingen ließ, ist seine rabiart-provokative Verwendung der Maschinenmetapher. Trotz der Faszination, die menschenähnliche Automaten auslösen konnten, vollzog die Metapher im Laufe des 18. Jahrhunderts einen Wandel. Ihre Verwendung für kosmologische, politische und biologische Zusammenhänge büßte an Erklärungskraft ein und stand zunehmend in der Kritik. Den Hintergrund für diese Entwicklung bildete der Anspruch des Bürgertums gegenüber dem Absolutismus, nicht mehr länger als Untertanen, also als bloße Objekte von Herrschaft, zu gelten, sondern Subjekte ihrer Geschichte zu sein. So ungebrochen die Verknüpfung der Metapher Maschine mit Kraft und ähnlichem mehr blieb: »Es entfaltete nunmehr seine Wirkung als Gegenbild zu Freiheit, Spontanität und Kreativität, die zentral für die Selbstbeschreibung des Menschen des 18. und 19. Jahrhunderts wurden.« (Meyer-Drawe 1996: 26) Den Maschinen haftete fortan etwas »Knechtisches« an, dem die »freien Geister« (Jean Paul) gegenüberstanden (ebd.). Als Maschinen wollte sich gerade die aufgeklärten bürgerlichen Individuen des 18. Jahrhunderts nicht bezeichnen lassen und lehnten entsprechend La Mettrie's Schrift vehement ab.

5.4.2. Der Leib

Die Versuche, auf den cartesianischen Dualismus mit monistischen Wendungen zu antworten, »was auf Basis des körperlichen oder des seelisch-geistigen Seins oder schließlich einer dritten, beide dann umfassenden Wirklichkeit, etwa des Lebens geschehen kann und auch geschehen ist« (Plessner 1941: 232) sind nach Plessners Auffassung gescheitert. Als gar

26 Eine nähere Bestimmung kann man allenfalls in seinen Ausführungen zur Einbildungs- und Vorstellungskraft des Menschen sehen. Sie sei »das wunderbare und unbegreifliche Ergebnis des organischen Baus unseres Gehirns« (43). Die Differenz zwischen Mensch und Tier führt er aber nicht allein auf die angeborenen Fähigkeiten des Menschen zurück. Vielmehr sei der Mensch »bis zu einem gewissen Alter mehr Tier [...] als sie, da er bei der Geburt weniger Instinkt mitbringt als sie.« (Ebd.: 50) Das »Wunder der Erziehung« führe dazu, dass sich der Mensch »auf eine höhere Stufe und schließlich über die Tiere erheben kann.« (Ebd.: 51)

verfehlt stuft er Haltungen ein, die den Dualismus »als künstliche Schwierigkeit, als unnötige Konstruktion, als Missverständnis zu destruieren« (ebd.: 233) suchen, weil es keine »noch problemlose, ursprüngliche Schicht des Daseins und Existenz« (ebd.) gibt. In Sprache, Handlung, Gestaltung und Gebärde »fügt sich der menschliche Leib den Antrieben und Intentionen seelisch-geistiger Art. Er geht mit, er lässt sich prägen, er trägt, und eben weil er so fügsam ist, beansprucht er auch keine andere Rolle als die der Materie des verkörpernden Stoffs, des willfähigen Darstellungsmittels.« (Ebd.: 234) Ganz dem dualistischen Schema der Herrschaft des Geistes über den Körper entsprechend, könne er über ihn »bis an die Grenzen von Krankheit und Tod« (ebd.) instrumentell verfügen. Gleichzeitig gebe es aber auch Phänomene, die auf die Expressivität des Leibes verweisen, in denen eine »unübersehbare Emanzipiertheit des körperlichen Geschehens von der Person« (ebd.: 236) zum Ausdruck kommt. In mimischen Gebärden, die sich besonders im Gesicht zeigen, aber auch den ganzen Körper betreffen können, drücken sich im Unterschied zur intentional verwendeten Sprache und den Gesten emotionale Zustände unmittelbar aus. Im Unterschied zur Geste, die etwas ausdrückt, »indem der Mensch *mit* ihr etwas meint, so hat der mimische Ausdruck (gleich dem physiognomischen) eine Bedeutung, indem sich *in* ihm eine Erregung (ein Zustand oder eine Aufwallung des Innern) spiegelnd äußert.« (Ebd.: 259) Von den körperlichen Expressionserscheinungen, den morphologischen Außenkomponenten, lassen sich die emotionalen Zustände wie Freude, Zorn, Trauer und Angst nicht abtrennen oder beliebig in sprachliche Ausdrücke oder Gesten überführen. »Freude ohne Dehnungs- und Weitungsempfindungen in der Brustgegend ist keine Freude.« (Ebd.: 261) Der Mensch habe aufgrund dieser zwei verschiedenen Aspekte seines Verhältnisses zu seinem Leib kein ein-, sondern ein doppeldeutiges Verhältnis, das »einen realen Bruch für sein Dasein bedeutet.« (Ebd.: 235) Der Mensch »*ist zugleich* Körper und *im bzw. mit* einem Körper. Für das In- und Mitsein sagt man auch: einen Körper (Leib) haben. [...] Bald steht die menschliche Person ihrem Körper als Instrument gegenüber, bald fällt sie mit ihm zusammen und ist Körper. Wo immer es auf Beherrschung der körperlichen Mechanismen ankommt, beim Handeln und Sprechen, in der Zeichengebung, in Gesten und Gebärden, erfährt der Mensch die Doppeldeutigkeit physischen Daseins.« (Ebd.: 373)

Ein Leib zu sein und einen Körper zu haben, dieser Doppelaspekt der menschlichen Existenz unterscheidet für Plessner die menschliche Lebensweise spezifisch von anderen Formen organischen Lebens. Fundiert sieht er die Sonderstellung in der biologischen Konstitution und der Ontogenese des Menschen, die ihn zu einer exzentrischen Positionalität gegenüber seiner Umwelt befähigt. Diese begriffliche Bestimmung beruht auf seinem Versuch, alle unorganischen Objekte von lebenden Organismen zu unterscheiden und durch ihre Beziehung zu der sie umgebenden Welt zu

charakterisieren. Anorganische Objekte haben demnach keine *eigene* Grenze zu ihrer Umwelt. Der »unbelebte Körper [...] ist, soweit er reicht. Wo und wann er zu Ende ist, hört auch sein Sein auf.« (Plessner 1928: 129) Die Grenzen zwischen anorganischen Körpern verlaufen zwischen den einzelnen Objekten. Sie ist nicht wie bei organischer Wesen Teil ihres Körpers. Organische Körper sind keine in sich ruhenden Entitäten, sondern stehen in einem aktiven Austauschverhältnis zu ihrer Umgebung. Phänomenologisch »unterscheiden sich die lebendigen von den unbelebten als raumbehauptende von den nur raumerfüllenden Körpern.« (1928: 131) Das organische Wesen »erscheint gegen seine Umgebung gestellt. Von ihm aus geht die Beziehung auf das Feld, in dem es ist, und im Gegensinne die Beziehung zu ihm zurück.« (Ebd.) Anders als Pflanzen, die als verwurzelte und offene Lebensform²⁷ unselbstständig in sich ruhen, vollziehen Tiere ihre Austauschprozesse aus der Mitte ihrer Lebensform heraus. Da sie als freibewegliche Organismen sich »von Platz zu Platz bewegen« und in »Angriff und Verteidigung, unter beständig wechselnden Umständen Nahrung, Beute, Begattung« (1928: 233) sind, sind sie zu aktivem Verhalten gegenüber ihrer Umwelt gezwungen. Aufgrund dieser Charakteristika nehmen Tiere eine zentrische Positionalität ein. Ähnlich wie Menschen können Tiere unterscheiden, was ihnen als Objekte gegenübertritt und was zu ihnen selbst gehört. Sie können auch instrumentell ihren eigenen Leib einsetzen, doch vollziehen sie diese Fähigkeit, »ohne um sie zu wissen und zu ihr ein Verhältnis erst finden zu müssen.« (1941: 246) »Das Tier lebt aus seiner Mitte heraus, in seine Mitte hinein, aber es lebt nicht als Mitte. Es erlebt Inhalte im Umfeld, Fremdes und Eigenes, es vermag auch über den eigenen Leib Herrschaft zu gewinnen, es bildet ein auf es selbst rückbezügliches System, ein Sich, aber es erlebt nicht – sich.« (1928: 288) Es geht unmittelbar und nicht relativierbar im ›Hier-Jetzt‹ auf (vgl. 1941: 246). Dem tierischen Individuum bleibt damit sein Selbst-Sein verborgen. »Sein Körpersein trennt sich ihm nicht von seinem Haben des Körpers. Es lebt zwar in der Trennung – keine Bewegung, kein Sprung (dem die Schätzung der Distanz vorangeht) wäre möglich ohne sie. Auch das Tier muss seinen Leib einsetzen, situationsgemäß einsetzen, sonst erreicht es sein Ziel nicht.« (1941: 242) Die Differenz besteht folglich in der Bewusstheit des Bruchs. Als Wesen, das sich nicht selber erkennen und sein eigenes Sein reflektieren kann, fehlt ihm damit das Kriterium des Subjektsein: es ist kein sich selbst bewusstes, handelndes und erkennendes Ich, dass sich

27 »Offen ist diejenige Form, welche den Organismus in allen seinen Lebensäußerungen unmittelbar seiner Umgebung eingliedert und ihn zum unselbständigen Abschnitt des ihm entsprechenden Lebenskreise macht.« (1928: 219) Als offene Formen sind Pflanzen, wenigstens in sehr vielen Fälle, nie fertig« (ebd.: 221), d.h. sie nehmen keine Form an, die als ›ausgewachsen‹ bezeichnet werden kann. Geschlossene Lebensformen nehmen vorwiegend mit von der Umwelt abgekammerten und stark differenzierten und relativ selbstständigen Organen Kontakt mit der Umwelt auf (vgl. 1928: 233).

vom Objekt (von lateinisch *obiectum*: das Entgegengeworfene) als dem Nicht-Ich abhebt (Selbstbewusstsein).

Verantwortlich für die exzentrische Position des Menschen, seine »vermittelte Unmittelbarkeit« (1941: 248) werden konstitutionelle Besonderheiten gemacht, die seine Fähigkeiten in Kontakt mit seiner Umwelt zu treten nachhaltig prägen. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die ontogenetisch verfrühte Geburt und der aufrechte Gang, der das Wahrnehmungsfeld vergrößerte und ermöglichte, dass die Hände vielseitig verwendbar wurden. Der Nicht-Festlegung der Hand auf eine Aufgabe und die Komplexität der Hand-Augen-Koordination wird wiederum eine stimulierende Wirkung auf die Entwicklung des Großhirns zugeschrieben. Zusammen mit den relativ schwach ausgebildeten Instinkten liege der biologische Sinn des frühen Kontakts des Kindes mit der Außenwelt darin, dass das Individuum dadurch im Stadium höchster Bildsamkeit aufgrund eigener Erfahrungen selber die notwendigen Fähigkeiten erwirbt, um sich in seiner Umgebung behaupten wie anpassen zu können (vgl. Plessner 1961: 164f.). So verfügen Menschen anstelle einer Erbmotorik über »eine Erwerbsmotorik mit einer von keinem Tier, auch nicht von den uns nächstverwandten Anthropoiden erreichten Variabilität und Nuancierungsfülle.« (Ebd.: 166) Die Folge für seine physische Existenz ist ein Bruch: Er lebt »als Leib im Körper« (1941: 238). Von Geburt an aus seinem Leib heraus lebend ist der Mensch zugleich zeitlebens gezwungen zu lernen über ihn als seinen Körper zu verfügen.

Das Verhältnis des Leibes zum Körper ist kein einmal fixiertes und überhistorisches Verhältnis. Ontogenetisch wird dies deutlich, wenn man sich bewusst macht, dass jeder Mensch zum Zeitpunkt seiner Geburt nur in sehr bescheidenen Maße über seinem Leib als Körper verfügt. Wenn auch nach der Geburt die Fähigkeit den Leib als Körper zu beherrschen steigt – der Leib verschwindet nie. Und diese Fähigkeit, kann auch wieder durch Krankheit und Alter schwinden. »Ich bin, aber ich habe mich nicht«, charakterisiert die menschliche Situation in ihrem leibhaften Dasein.« (1961: 190)

Das menschliche Individuum wird mit einem bestimmen genetischen Potential geboren, aber inwieweit es dieses Potential ausschöpfen kann, ist nicht mit seiner Zeugung entschieden, sondern wird bereits pränatal von dem beeinflusst, was seine Mutter isst und trinkt, unter welchen Bedingungen sie das Kind austrägt. Damit sind aber lediglich einige, letztlich sozial bedingte Faktoren benannt, die die Modellierbarkeit des Verhältnisses Leib und Körper und damit auch seine Fähigkeiten, als Subjekt zu handeln, beeinflussen. Zu den weiteren Faktoren gehören nicht zuletzt die Anwendung sozialer Praktiken – zu denken ist hierbei an Übungen, die beispielsweise die Muskulatur des Subjekts betreffen – die Kenntnis von sozialen Techniken und auch Techniken, die inversiv oder additiv auf den Körper wirken. Ein genaues Bestimmungsverhältnis – soviel Prozent ist angeboren, soviel

Prozent lässt sich durch Übung zurückführen, lässt sich allenfalls auf einzelne leibliche Dimensionen z.B. im Hinblick auf die Muskulatur bestimmen. Weitere konkreter Angaben sind kaum möglich bzw. treffen nur für ein bestimmtes Individuum zu. Der gegenwärtige Kenntnisstand, zum Beispiel über die menschliche Physiologie erlaubt keine weitergehendere Aussagen. Dieser Kenntnisstand vergrößert sich, aber es ist nicht abzusehen, ob er jemals als abgeschlossen gelten kann. Derzeit ist er es sicher nicht. Wenn man so möchte, ist es die Kreativität, hier besonders als Ergebnisse der erkundenden Phantasie (Popitz), die eine Fixierung des gegenwärtigen Kenntnisstandes und damit eine Bestimmung der Anteile – angeboren, erworben – prinzipiell unmöglich macht.

Die ontogenetische Konstitution des Subjekts vollzieht sich auf der Basis jeweils spezifischer, sozialhistorisch gewachsener Formungs- und Formierungsprozessen, die für das Individuum sowohl in Gestalt von Fremds als auch als in Gestalt von Selbstzwänge auftreten. Der Körper ist also eine soziale Konstruktion.

Die Verschränkung und der gleichzeitige Bruch von Leib und Körper prägen elementar die individuellen Sprach- und Handlungskompetenzen. So wird die Fähigkeit, sich die Sprache anzueignen und zu gebrauchen, auf die Begabung »von sich abzusehen und sich in ein anderes Wesen versetzen zu können« (1961: 176), zurückgeführt.²⁸ Sie begründet auch die Befähigung zum selbstständigen Handeln, zu einem Handeln, dass nicht durch die Motorik und den Instinkt vorgezeichnet ist, und damit die Fähigkeit des Menschen, die Welt als einen offenen Raum zu begreifen, der durch das eigene Handeln gestaltet werden kann (vgl. 1961: 182). »Als exzentrisch organisiertes Wesen muss er sich zu dem, was er schon ist, erst

28 Das Verhalten Anderer zu imitieren, weist Tomasello eine bedeutende Rolle bei der kulturellen Entwicklung zu. Imitieren meint hier Nachmachen im Unterschied zu Mitmachen (vgl. Plessner 1961: 175). Es setzt voraus, dass das Verhalten der Anderen als in Zielen und Mitteln gegliedertes verstanden wird. Selbst bei nichtmenschlichen Primaten ist diese Fähigkeit kaum zu finden, weil sie ihre Artgenossen zwar »als Lebewesen auffassen, die zu spontanen Selbstbewegungen fähig sind«, aber nicht als »intentionale Akteure verstehen, die Ziele verfolgen, oder als geistbegabte Akteure, die die Welt repräsentieren.« (Tomasello 2002: 32) Tomasello interpretiert das Imitationslernen als eine sozial stärker orientierte Form des Lernens als beispielsweise das Emulationslernen, das sich an Veränderungen des Zustands der Umgebung orientiert und nicht am Verhalten oder eine Verhaltensstrategie eines Artgenossen (ebd.: 41). Die kulturelle Entwicklung beruht, nach Auffassung Tomasellos auf dieser spezifischen kognitiven Fähigkeit. Sie erst ermöglicht die soziogenetische Weitergabe und damit die Weiterentwicklung von materiellen und symbolischen Artefakten (ebd.: 69). Die kulturelle Entwicklung wird damit freilich nur grundsätzlich möglich. Devolutionen sind keineswegs ausgeschlossen. Dass beispielsweise die Herausbildung der Schrift von lokalen Sonderbedingungen abhing, die Menschen zwang in sozialen Interaktionsnetzen zu leben, denen sie sich nicht leicht entziehen konnten und die auf Dauer ausgerichtet waren, zeigt Mann (1990) auf.

machen.« (1928: 309) Weder lebt er »einfach das zu Ende, was er ist, er lebt sich nicht aus (das Wort in seiner Unmittelbarkeit radikal verstanden), noch macht er sich nur zu dem, was er ist.« Er ist »konstitutiv heimatlos« (ebd.: 310). Gerade aufgrund seiner relativen Instinktschwäche und physischen Ungebundenheit gegenüber (ökologischen) Umweltbedingungen ist das Individuum zugleich auf sich allein gestellt aber nicht (über-)lebensfähig und benötigt »ein Komplement nichtnatürlicher, nichtgewachsener Art« (ebd.), also einen Sozialverband, der es ihm ermöglicht sich den jeweiligen Bedingungen seiner ökologischen Umwelt anzupassen, indem sie ihn mit einer sozial geprägten Welt umgibt.²⁹ Die menschliche Existenzform zwingt deshalb die Individuen in Verhältnissen »natürlicher Künstlichkeit« zu leben. »Erst innerhalb eines kulturell geprägten Daseinsrahmens findet der Mensch ein zu Hause. [...] Unter dem Zwang, sich der offenen Wirklichkeit zu stellen und ihrer Unvorhersehbarkeit Herr zu werden, ergibt sich überall eine künstliche Horizontverengung, die wie eine Umwelt das Ganze menschliche Lebens einschließt, aber gerade nicht abschließt.« (1961: 185f.). Als künstliche Welt, als eine von Menschen geschaffene Welt, bleibt sie immer veränderbar, das heißt offen.

Zum eigenen Leib ein instrumentelles Verhältnis zu haben, gehört zu den grundlegenden Fähigkeiten, die das menschliche Dasein prägen. Das Maschinenhafte ist »nicht nur mögliches Objekt, sondern eine Struktur unserer Existenz.« (Meyer-Drawe 1996: 194) Es ist die Basis für ein Handeln, das nicht triebgesteuert oder eingebettet ist in einer unmittelbar gegebenen Bedürfnisstruktur. Das individuelle Subjekt ist wesentlich ein an seinen Leib gebundener und durch seinen Leib hindurch Handelnder. Langfristig geplantes Handeln, die Vorstellung von Zeitlichkeit, das bewusste Festhalten an Zielen, die nicht kongruent zu den aktuellen Bedürfnissen sind, haben hier ihre Wurzel. Erst der Bruch und die gleichzeitige Verschränkung von Leibsein und Körperhaben, ermöglicht es dem Individuum, auf die vorgefundenen Bedingungen flexibel eingehen zu können, auf sie bewusst durch eigenes Handeln zu reagieren und sie dadurch zu verändern und gar neu zu gestalten.

Die Leiblichkeit des individuellen Subjekts ist durch drei Dimensionen gekennzeichnet. Sich selber und die umgebende Welt wahrzunehmen und fühlen zu können, sind leibgebundene Fähigkeiten, die es dem Subjekt ermöglichen, die Welt zu erschließen. Hierzu gehören auch die dabei entstehenden Affekte und Emotionen. Eine Aussage wie »es ist kalt«

29 Bereits Herder hatte einen Zusammenhang zwischen der Hervorbringung von Kultur und der relativen Instinktschwäche konstatiert: »Das des Lernen fähige Geschöpf muss lernen, weil es weniger von der Natur weiß: es muss sich üben, weil weniger von Natur kann; es hat aber auch durch seine Fortrückung, durch die Verfeinerung und Verteilung seiner Kräfte neue Mittel der Wirksamkeit, mehrere und feinere Werkzeuge erhalten, die Empfindungen gegen einander zu bestimmen und die bessere zu wählen.« (1791: 104)

spricht »über die Dinge der Welt und nicht bloß über mich.« Sie enthält also auch eine Aussage über den Selbstbezug, da der Leib sich in der Kälteempfindung auf sich selbst bezieht. »Frieren bedeutet immer auch *Sich*empfinden und nicht bloß ein Registrieren vorhandener Qualitäten.« (Waldenfels 2000: 11) Neben dem Welt- und Selbstbezug prägt als dritte Dimension der Fremdbezug die Leiblichkeit des Individuums. Als ontogenetische Frühgeburt erfährt sich das Individuum selber immer im Kontakt mit anderen Menschen. Die Entwicklung des Selbstbezugs ist auf das Engste mit der Interaktion mit Anderen verknüpft. Im Selbstbezug ist deshalb ein Fremdbezug eingeschrieben (vgl. Waldenfels 2000: 266). Zwar wird dadurch der Einzelne »nicht bloß Teil eines Ganzen (etwa einer Familie, einer Nation, einer Kultur), er hat durchaus Eigenes, aber dies Eigene immer in Abhebung von Fremden.« (Waldenfels 2000: 287)³⁰

An der Dimension des Körperhabens des Subjekts setzten die Drillpraktiken des 17. und 18. Jahrhunderts an. Dies sei mit einem Blick auf die Dressur von Tieren verdeutlicht. Die Dressur beruht vor allem auf Belohnungen in Form von Nahrung, die ein Tier erhält, wenn es die Handlung ausgeführt hat, die vom Dompteur erwartet wurde. Ein sattes Tier lernt weder die von ihm erwarteten Handlungen, noch führt es die ›Kunststücke‹ im Zuge einer Vorstellung vor. Würden Soldaten nur im ›Hier-Jetzt‹ leben, hätte die wie auch immer formierte Körpermaschine den meist strapaziösen Weg auf das Schlachtfeld kaum überstanden und wäre spätestens beim ersten Anzeichen der drohenden Todesgefahren auseinander gelaufen. Die Soldaten konnten, ohne selber aggressiv gestimmt zu sein, ohne Bereitschaft, das Leben im Gefecht riskieren zu wollen, auf das Schlachtfeld geführt werden und ihnen konnte befohlen werden, dass ihre Körper die einstudierten Bewegungen ausführten. Aber auch in einer anderen Beziehung war die Körpermaschine auf die Fähigkeiten zum Subjektsein der Individuen angewiesen. Auch die eingedrillten Handlungsabläufe von Soldaten sind nicht frei von einer Einbettung in konkrete Situationen.³¹ So verregelt ihr Handeln innerhalb des Verbandes ablaufen sollte, so engmaschig die Reglements waren, kreative Eigenleistungen des Individuums blieben unverzichtbar, weil jede Handlung immer auch etwas Neues birgt, das der Handelnde bei der Ausführung von Routinen beachten muss. Trotz minutiöser Regelungen blieben deshalb für die konkret Handelnden Lücken, die sich aus der Komplexität und Kontingenz der Situation ergaben und die von den Soldaten und ihren Vorgesetzten gefüllt werden mussten,

30 Für Merleau-Ponty ist darum das Individuum das Ergebnis eines Differenzierungsprozesses, dessen Individuierungsgrad und Individuierungsweise von Kultur zu Kultur unterschiedlich ausfällt (vgl. Waldenfels 2000: 287f.).

31 Zur Bedeutung der Situation für das Handeln siehe die Ausführungen zu Joas in Kapitel 3.

um beispielsweise im Feld mit dem Verband voranzuschreiten.³² So mussten die Soldaten bei der Ausführung eines gegebenen Kommandos als Handelnde die jeweiligen Bedingungen im Raum berücksichtigen, wenn sie nicht ins Stolpern geraten wollten. Zwar vermieden die Befehlshaber der Truppen unwegsames Gelände, aber dadurch verwandelten sich die Schlachtfelder trotzdem nicht in geplättete Exerzierplätze. Gerade die bis heute kaum bewältigten Schwierigkeiten, denen sich Konstrukteure von Automaten gegenüber sehen, wenn ihre Artefakte jenseits des Laborraums am Boden eine gewisse Wegstrecke überwinden sollen, zeigen an, in welchem Ausmaß selbst der gedrillte Verband auf die leibgebundene Subjektivität der Soldaten angewiesen war.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Wirkung des Drills noch etwas genauer bestimmen, als dies bislang geschah. Durch den Drill wurde der Versuch unternommen, sich die körperlichen Potenzen der Soldaten anzueignen und sie in Absehung ihrer sonstigen Handlungskompetenzen als Destruktionskräfte dienstbar zu machen. Als Objekte der Macht sollten sie quasi wie tote Objekte, die völlig unter dem Kommando des Befehlshabers stehen, funktionieren. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, mutet es kurios an, dass der Drill ohne den Bezug zur Fähigkeit des Menschen, eine exzentrische Position einzunehmen, nicht auskam. Ohne den Bruch von Leibsein und Körperhaben hätten die Soldaten im Zuge des Drills kein spezifisches Körperschema, keine Routinen ausgebildet, die sie im Gefecht, auf entsprechende Kommandos hin, hätten vollziehen können. Zu Subjekten ihrer Handlungen sollten die Soldaten also gerade dort nicht werden, wo von ihnen erwartet wurde, dass sie Handlungen vollziehen, die in keinem Reglement festgelegt waren. Wo Leerstellen im Reglement existierten oder die Kontingenz der Situationen Leerstellen erzeugte, sollten ihre Handlungen sich lediglich als Lückenbüsser entfalten. Alle weitergehenden autonomen Handlungen wurden als Störung des Bewegungsablaufes gewertet.

Von den Soldaten im Mannschaftsdienstgrad wurden also lediglich passiv-kompensatorische Eigenleistungen erwartet. Der Konzeption nach sollte dies auch bei ihren unmittelbaren Vorgesetzten nicht anders sein. Sie hatten als ›Transmissionsriemen‹ zwischen den Befehlen der Oberbefehlshaber und den einfachen Soldaten zu wirken. Doch jenseits der Konzeption wurde von ihren Vorgesetzten, den subalternen Truppenoffizieren, etwas mehr erwartet, als befohlene Bewegungsabläufe auszuführen. Um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, mussten sie die ihnen erteilten Kommandos an ihre Untergebenen übermitteln und sie an den Gegner heranzuführen. Auf

32 Ausführen ließ sich dieser Gedanke ebenso am Laden und Feuern der Waffen. Was ist zu tun, wenn der Ladestock durch einen Stoß zu Boden fällt, was soll der Soldat tun, wenn die Pulverpatrone beim Aufbeißen zerreißt? All diese Lücken müssen für die Verfasser der Reglements eine Quelle anhaltender Verzweiflung gewesen sein.

dem Schlachtfeld, angesichts der tödlichen Gefahren, die vom Gegner ausgingen, spielte neben den ihnen zur Verfügung stehenden Sanktionsmöglichkeiten gegenüber den einzelnen Soldaten ihre Fähigkeit, ihre Untergebenen durch »gutes Zureden« zu motivieren eine wichtige Rolle, um die Soldaten daran zu hindern, den Anordnungen zuwiderzuhandeln oder gar wegzulaufen. Neben der Anrufung an die Ehre der Soldaten, die Erinnerung an ihre Verpflichtung, bei der Fahne zu bleiben, wiesen die Offiziere auf ihre zumindest vermeintlich höhere Überlebenschance hin, wenn sie beim Verband blieben (Möbius 2004: 343).³³ Von den Truppenoffizieren wurde obendrein Engagement erwartet, wenn sie »im Verlauf der hin- und herwogenden Schlacht in die Lage (kamen), als Führer einer Teileinheit selbstständig handeln zu müssen« (Regling 1979: 54). Ihre Entscheidungen und Handlungen in solchen Situationen hatten aber immer den Charakter eines Notbehelfs. Dies wurde auch durch die lineare Gliederung der Verbände unterstrichen, die ihre Gestaltungsmöglichkeiten des Gefechts sehr begrenzte. Denn die ihnen unterstehenden Teilverbände wurden in einer Linie zum Gegner aufgestellt und waren darauf konditioniert, den gleichen Befehl auszuführen. Die subalternen Offiziere verfügten also nicht über Truppen, die sie als Reserve aus der »Tiefe des Raums« bereithalten und für eine von ihnen zu bestimmende Aufgabe einsetzen konnten. Über diese Möglichkeit verfügte lediglich der Oberkommandierende eines eigenständigen Truppenverbandes. Diese Gliederung der Verbände sicherte im Grunde die Befehlsgewalt des Oberkommandeurs ab und ermöglichte ihm, auf jede seiner Einheiten zuzugreifen und sie seinem Gusto entsprechend einzusetzen (siehe hierzu u.a. Leistenschneider 2002: 51). Durch den wirkungsvoll eingeschränkten Gestaltungsspielraum seiner Untergebenen blieben diese auf seine Anweisungen angewiesen.

Eine etwas größere Unabhängigkeit vom Willen des Oberkommandeurs fiel insbesondere den lokalen Kommandeuren von Kavallerieverbänden zu, weil von ihnen verlangt wurde, dass sie »in Bezug auf den richtigen Ansatz der Kräfte, im Erkennen des richtigen Augenblicks für das Eingreifen und die Fähigkeit zur raschen Reaktion auf alle Lageveränderungen« (Regling 1979: 54) selbstständig entscheiden können. Um den Vorteil der Reiterei, ihre Schnelligkeit, auszunutzen, wurde auf zeitraubende und dann womöglich wieder hinfällig gewordene Rücksprachen mit den Oberkommandierenden verzichtet. Der größere Gestaltungsspielraum der Kavallerieoffiziere gegenüber dem der Infanteristen unterfütterte den höheren Nimbus, den die Reiterei genoss, weshalb sie als die Waffengattung des Adels und damit als Elite galt, was wiederum noch im 19.

33 Nach Möbius lassen sich alle drei Themenkomplexe der verbalen Kommunikation zwischen Soldaten und Offizieren rekonstruieren. Die Gewichtung der einzelnen Themen bei den Soldaten falle zwar schwer, aber im Mittelpunkt ihrer Überlegungen stand »ein professionell verstandenes Überlebensinteresse« (Möbius 2004: 352).

Jahrhundert dazu führte, dass die Chancen für Bürgerliche, im preußischen Heer beispielsweise eine Offiziersstelle als Regimentskommandeur der Kavallerie zu erhalten, gering waren (siehe Messerschmidt 1975/76: 63f.).

Die Körper der Soldaten als Objekte zu betrachten, ist die Sicht der Vorgesetzten auf die Körper ihrer Untergebenen. Es ist eine Sichtweise, die sich die betroffenen Individuen nur eingeschränkt zu Eigen machen können. Zwar können auch sie ihren Körper als ein Ding unter Dingen interpretieren, doch als eigener Körper unterscheidet er sich radikal von allen anderen Dingen. Der eigene Körper lässt sich zwar willentlich wie ein Instrument verwenden, doch eine durchgängige instrumentelle Interpretation des Körpers scheitert an einer wesentlichen Eigenschaft des Körpers für das Subjekt. Er ist nicht austauschbar. Nur durch ihn hindurch lebt das Subjekt. Das Auge ist deshalb auch kein bloßes Organ als Werkzeug des Sehens, es ist das Sehen, so wie das Ohr das Hören ist (vgl. Waldenfels 2000: 378). Nur durch den Leib erfährt sich und handelt das Subjekt. An seinen Leib gebunden zu sein, heißt, aus diesem Blickwinkel betrachtet, auch an ihm gefesselt zu sein.

Der Leib reagiert unwillkürlich auf die Bedingungen, denen er ausgesetzt ist. Da die vom Leib ausgehenden Affekte und Emotionen sich nur in einem gewissen Umfang konditionieren und formen lassen, lässt sich ihr Einfluss auf die Kognitionsfähigkeit und Handlungen des Subjekts nicht restlos aufheben. Dies wird besonders eklatant, wenn der Leib ein Zuwenig oder ein Zuviel von der Welt erfährt. Durch zuwenig Schlaf bekommt er etwas Lastendes, und der Körper kann nicht mehr in gewohnter Weise seine Funktionen erfüllen. Erfährt der Leib ein Zuviel beispielsweise an physikalischer Energie, wird er verletzt, kann es geschehen, dass das Subjekt die Kontrolle über einen Teil oder gar über den ganzen Körper verliert. Durch die sich dabei meist einstellenden Schmerzen erfährt es etwas über seinen Zustand, spürt es sich selber, doch es kann seinen Leib auch als ein ihm sich entziehendes Phänomen erleben. Die Fähigkeit, zum Körper ein instrumentelles Verhältnis zu haben, kann aufgrund von Schmerzen, die auch von Krankheiten, großem Hunger und Durst ausgelöst werden können, verloren gehen und die Fähigkeit zur exzentrischen Positionalität zumindest zeitweise aufheben. Aber auch ein emotionaler Zustand wie die Wut kann dazu führen, dass das Subjekt nicht mehr Herr seiner selbst ist und ›wie von Sinnen‹ handelt. Dieses Durchschlagen einer Emotion, dass vom Betreffenden als Kontrollverlust erlebt wird, wenn er also von seiner Wut beherrscht wird und entsprechend aggressiv ›ohne Rücksicht auf Verluste‹ handelt, lässt sich mit Plessner als eine Schwächung des Menschen als Person werten. Als eine Person definiert Plessner ein Individuum, das »Subjekt seines Erlebens, seiner Wahrnehmung und seiner Aktionen, seiner Initiative« (1928: 293) ist. Einen Zusammenbruch als Person erlebt das Subjekt, wenn es sich in einer (lebens-)bedrohenden Situation befindet, die seine Handlungskompetenzen überfordert, – sie

wird von ihm als derart widersprüchlich und mehrdeutig empfunden – dass es zu keiner konsistenten Handlung findet. In solchen Situationen kapituliere der Mensch als Person und verliere seinen Kopf. Er werde von einem Schwindel erfasst, der aus seiner personalen Desorientierung und Desorganisation resultiert und sich in physischen Reaktionen wie Schweißausbruch, Übelkeit, Erbrechen und Ohnmacht ausdrückt. Davon zu unterscheiden sind Situationen, in denen sich Personen zwar ebenfalls in einer unbeantwortbaren, aber bedrohlichen Lage befinden. Solche Situationen können bei ihnen die expressiven Ausdrucksreaktionen Lachen und Weinen hervorrufen. Obwohl sich hier die körperlichen Vorgänge emanzipieren, und der Mensch »das Verhältnis zu seiner physischen Existenz verloren [hat], sie entzieht sich ihm und macht gewissermaßen mit ihm, was sie will« (1941: 274), werden das Lachen und Weinen von Plessner als Reaktionen interpretiert, mit denen sich das Subjekt als Person behauptet. Er kapituliere nicht als Person, werde doch das Überwältigt- und Geschütteltsein nicht bloß erlitten, »sondern wie eine Gebärde, wie eine sinnvolle Reaktion verstanden. Man lacht und weint nur in Situationen, auf die es keine andere Antwort gibt.« (Ebd.: 359; siehe auch Honneth/Joas 1980: 80f. bzw. Joas 1996: 249f.)

Affekte und Emotionen präformieren Handlungen. Dass Affekte und Emotionen das Handeln von Individuen beeinflussen können, ohne dass sie sich unbedingt zuvor für die jeweilige Handlung entschieden haben, schränken zwar die Fähigkeit des Menschen ein, jederzeit durch bewusste Entscheidungen über sein Handeln zu bestimmen, doch zugleich ist dieser Einfluss von Affekten und Emotionen kein Zeichen individueller Unvernunft. »Um vernünftig reagieren zu können, muss man zunächst einmal ansprechbar sein, ›bewegt‹ werden können; und das Gegenteil solcher Ansprechbarkeit des Gemüts ist nicht die so genannte Vernunft, sondern entweder Gefühlskälte – gemeinhin ein pathologisches Phänomen – oder Sentimentalität, also eine Gefühlsperversion.« (Arendt 1970: 65) Negative Bewertungen des Einflusses von Affekten und Emotionen neigen dazu, ihre Bedeutung für das Erkennen der Situation, in dem sich das Individuum befindet, mit welchen Gegebenheiten es konfrontiert ist, zu unterschlagen. Dies gilt auch für Empfindungen wie den Hunger und den Durst, die jeweils dem Individuum anzeigen, in welcher Verfassung sich sein Leib befindet. Durch die Empfindung des Schmerzes, die einher gehen kann mit dem Affekt der Angst, werden obendrein seine physischen Kräfte mobilisiert, die das Individuum unter Aufbietung aller seiner Kräfte befähigt, der Ursache für das Auftreten des Schmerzes zu begegnen. Da es bei der Vermeidung bzw. Abwehr von Außen auf den Körper/Leib einwirkenden Verletzungsursachen häufig auf die Reaktionsgeschwindigkeit ankommt, ist es nicht irrational, wenn keine bewusste Entscheidung über das Für und Wider einer Handlung getroffen wird, um die Reaktionsgeschwindigkeit zu erhöhen. Zu denken ist dabei beispielsweise an die unwillkür-

liche Reaktion einer Hand, wenn sie überraschend einen heißen Gegenstand berührt. Die Bedingung dieser schnellen Reaktionsweise wird mit Blick auf die neurobiologischen Prozesse deutlich, die beim Angst-Affekt auftreten und dessen Verlauf als gesichert gilt (Schüßler 2002: 207f.). Demnach ist zwischen einer thalamo-amygdalären Bahn der Verarbeitung des Angstreizes, die zu einer direkten emotionalen Reaktion auf den Reiz führt und einer Verarbeitung des Wahrgenommenen unter Einbeziehung des Kortex zu unterscheiden, die langsamer erfolgt, aber erst die Bewusstwerdung des Angstreizes ermöglicht und deren Zugriff auf Gedächtnisinhalte genauer ist. Beide Verarbeitungsschemata finden parallel statt, aber eine bewusste Modifikation der Reaktion auf einen emotionalen Reiz ist nur über die thalamo-kortiko-amygdaläre Verbindung möglich. Man kann unwillkürliche Reaktionen des Leibes, seine zahlreichen Empfindungen und die physische Mobilisierung der Affekte auf hirnpfysiologische Strukturen zurückführen, die älter als der Kortex sind, und man mag sie deshalb abschätzig als archaische Relikte bewerten – ohne sie würde sich jedoch die Reaktionsgeschwindigkeit der Individuen auf Gefahren verringern, und ihre Verletzungsgefahr steigen und das kann für das Individuum tödliche Folgen haben.

Wie physische Bedürfnisse, die sich in Hunger, Durst und Müdigkeit ausdrücken, auf ein Individuum wirken, wie sehr sein Handeln von Empfindungen wie dem Schmerz, Affekten wie Angst und Ekel, sowie von Emotionen wie Freude und Wut geprägt wird, hängt vom jeweiligen situativen Kontext ab. Zum situativen Kontext gehört, ob und inwieweit das Individuum auf diese Situation vorbereitet wurde, ob die Situation für das Individuum noch als Subjekt beantwortbar erscheint. Soldaten sollten und sollen in Extremsituationen, also Situationen in denen sie häufig an ihrer physischen Belastungsgrenzen stehen, und in denen womöglich widerstrebende Affekte und Emotionen wie Angst und Wut auf ihre Person einwirken, nicht verzweifeln und ihre Orientierung verlieren. Sie sollen auch nicht weinen und nicht lachen, sondern den erteilten Befehlen entsprechend handeln, auch wenn dies zu ihrem Tod führen mag. Deshalb ist ein bis heute gültiges Ausbildungsziel von Soldaten, sie gegen den Ansturm ihrer Gefühle zu wappnen. Dieses Ziel soll heute nicht mehr durch den Drill des 18. Jahrhundert erreicht werden. So geht es im Kampftraining neben dem Erlernen der jeweiligen Techniken darum, die Belastungsgrenzen der Soldaten durch Körpertraining zu verschieben. Zugleich werden sie aber durch das Körpertraining auch an ihre Belastungsgrenzen herangeführt und von ihnen wird verlangt, dass sie in der Nähe dieser Grenze Erfahrung mit dem Umgang ihrer Affekte und Emotionen machen, um sie in der Kampfsituation zu kontrollieren. Außerdem sollen im Zuge der

Ausbildung Handlungsroutinen etabliert werden, in der Hoffnung, dass sie auf diese während des Kampfeinsatzes zurückgreifen.³⁴

Das ideale soldatische Handeln im Kampf wird noch immer mit der Metapher der Maschine assoziiert. Denn bei einer Tätigkeit keine Gefühle zu zeigen, nicht zu ermüden, nicht mit (Un-)Lust kämpfen zu müssen und über keine Affekte zu verfügen, die sich auf das Handeln auswirken, gilt nicht umsonst als Kennzeichen der Tätigkeit technischer Artefakte, von Maschinen also.

34 Darum erinnert die militärische Ausbildung in einigen Bereichen auch heute noch an den Drill. So soll durch häufiges Schießtraining die Trefferquote der Soldaten verbessert und ihre Bereitschaft erhöht werden von der Waffe Gebrauch zu machen (siehe Grossman 1995: 252f.).